Reiſe
in
Canada und einem Theile der vereinigten Staaten
von Nord-Amerika,
im Jahre 1823.

Nach dem Engliſchen

des

Herrn Eduard Allen Talbot,
Gutsbeſitzers auf Talbot in Ober-Canada.

Reiſe

in

Canada und einem Theile der vereinigten Staaten von Nord-Amerika,

im Jahre 1823.

Nach dem Engliſchen

des

Herrn Eduard Allen Talbot,

Gutsbeſitzers auf Talbot in Ober-Canada.

(Aus dem Ethnographiſchen Archive beſonders abgedruckt).

Wien 1825.

Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

94752

Vorwort.

Ein in manchen Anſichten ähnliches Werk von John Howiſon, Esquire im neunzehnten Bande, Heft 2, des ethnographiſchen Archivs, erleichterte uns gegenwärtige Bearbeitung, indem wir über die nähmlichen Gegenſtände, die Howiſon berührte, uns kurz faſſen, oder das Identiſche ganz übergehen konnten. In Ober-Canada wächſt aber die Bevölkerung und die Cultur dergeſtalt, daß ſich Manches dort in ein Paar Jahren durchaus verändert. Die Mannigfaltigkeit der Darſtellungen Talbot's dürfte manchem Leſer ſehr gefallen, zumahl er nichts übertreibt.

1.

Einleitung.

Mein Vater hatte vormahls eine hübſche Beſitzung im ſüdlichen Irland, ſah aber nach geendigtem Kriege, daß er als Officier bey der Militz mit ſeiner zahlreichen Familie auf bisher gewohntem Fuße nicht fortleben könne, und daß ſich für ſeine Söhne weder im Heere, noch außer ſolchem angenehme Ausſichten zeigten. Da er ſich einſchränken mußte, ſo wollte er dieß lieber im Auslande, als in der Mitte ſeiner vormahligen Bekannten thun, zumahl es für ehrliebende Ältern höchſt drückend iſt, wenn ſie erleben müſſen, daß ihre Kinder in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen ſich einrichten, ein oder mehrere Grade zurücktreten müſſen.

Mein Vater war kein Freund der Republiken und ein feuriger Verehrer der Geſetze und der Lebensart der Britten. Zu gleichen Anſichten hatte er ſeine Kinder erzogen, und dieſes beſtimmte ihn, nach Ober-Canada, und nicht nach den von Andern ſo geprie-

ſenen Freyſtaaten auszuwandern. Unter der Leitung meines Vaters Richard Talbot ſchifften ſich im Hafen von Cork 54 Familien, welche faſt 200 Perſonen ſtark waren, zur Niederlaſſung in Ober-Canada am Bord des Brunswick von 541 Tonnen Laſt unter dem Capitän Blake ein. Ungern verließen wir ſämmtlich unſer theures Vaterland am 13. Juny 1818.

2.

Überfahrt und Ankunft in Quebeck.

Im Ganzen war unſere Überfahrt wegen häufiger widriger Winde im Anfange unangenehm; am 27. July landeten wir zu Quebeck, verloren aber von unſern Reiſegefährten durch ein ſonderbares Schickſal zwölf Kinder unter vierzehn Jahre alt. Im Golf des St. Lorenz-Flußes befiel uns ein ſo heftiger Nebel, daß wir in Ermangelung von Lootſen leicht ein Unglück bey der Inſel Anticoſta hätten erleben können, und wir hatten Gelegenheit, bey der langen Fahrt auf dem Fluſſe häufig auf den Inſeln zu landen. Auf der ſogenannten grünen Inſel traf ich die erſte Amerikanerinn in einem braunen, nachläſſig über die Schultern geworfenen Shawl. Sie hatte nackte Füße, eine Kupferfarbe und langes dunkelſchwarzes Haar, eine angenehme Sprache, gute natürliche Bildung des Geiſtes, und jene Grazie, welche ſich nicht beſchreiben läßt, die wir jedoch ſelbſt dann an Frauenzimmern zu bewundern gewohnt ſind, wenn wir auch auf ihre Schönheit nicht Rückſicht nehmen.

Auf der Inſel Orleans kam ich zufällig mit mehreren Reiſegefährten in das Haus eines Canadiſchen Lootſen, indem wir um Erlaubniß bitten wollten, ein uns geſtorbenes Kind dort zu beerdigen. Ein Frauenzimmer in ſchwarze Seide gekleidet, geputzt wie eine Gräfinn in Europa, öffnete uns die Thür, und erklärte uns in Franzöſiſcher Sprache, daß ſie kein Engliſch verſtände. Als wir aber unſere Bitte in Franzöſiſcher Sprache erneuerten, gab ſie uns einen Mann mit, um uns den Begräbnißplatz anzuweiſen, und lud uns zugleich ein, nach der Beerdigung einige Erfriſchungen in ihrem Hauſe einzunehmen. Wir fanden dort ein ſehr glänzendes Geſellſchaftszimmer und einen Trank von Jamaika-Rhum, friſcher Milch und Ahornzucker, welcher uns wohl ſchmeckte, weßhalb wir mit einem günſtigen Vorurtheile für die Gaſtfreundſchaft Canada's zurück kehrten. — Das Land

auf der Inſel Orleans war ſchlecht beſtellt. Daher bedeutete der gerade reifende Weitzen nicht viel. Üppiger fand ich den Tabak und die Kartoffeln. Noch iſt man hier und in Canada nicht gewohnt, die jungfräuliche Erde ordentlich zu düngen, findet aber auf dieſer einſt baumreichen Inſel jetzt wenige Bäume mehr. Alle Befriedigungen der Felder ſind von todtem Holze. Dieſe anſehnliche Inſel theilt gerade vor Quebeck den Fluß in zwey Ströme. Der Hafen der Stadt verdankt ſeine Schönheit nicht ſo ſehr den zahlreich dort ankernden Schiffen, als dem Waſſerfalle von Montmorenci von 290 Fuß Höhe, und der ſchönen Gartenbeſtellung längs den Felſen von Point-Levi. Gegen über liegt auf einem hohen Vorgebirge die Stadt Quebeck; aber jede andere Ausſicht nach der Küſte iſt durch Urwälder geſchloſſen. Überhaupt ſcheint hier die Erde eben ſo fruchtbar, als ſie am Niederſtrome wild und öde zu ſeyn ſcheint. Die Kirchen und deren Thürme ſind allgemein mit Weißblech gedeckt. Überall ſieht man freundliche Landſitze und weidende Thiere.

In Quebeck erheben ſich wie in Genua die Gaſſen mit Häuſern über die andern, und werden durch hohe Thürme mit Batterien und Martello-Thürmen vertheidiget. Die Abendſonne ſpiegelte ſich auf dem Weißbleche der hohen Häuſer und Thürme; deſto ſchlechter iſt aber die Stadt erleuchtet, auf deren Gaſſen man das Gemiſch aller Nationen wahrnehmen kann. Im nächſten Hotel, in das wir traten, trafen wir ungefähr 30 See-Capitäne. Vor jedem ſtand ein großer Römer mit Getränke, jeder rauchte aus einer 3½ Fuß langen Pfeife den beſten Virginiſchen Tabak. Ich hatte lange Weile, da nur von den Seereiſen dieſer Söhne des Neptuns, von gut oder ſchlecht gebauten Schiffen, von dem Vergnügen der Seefahrten und dem edlen Geſchmacke des Cognac-Branntweines die Rede war.

3.

Bemerkungen über Quebeck.

Quebeck liegt unter dem 46. Grad 48 Min. nördl. Breite und dem 71. Grad 11 Min. weſtl. Länge ſehr ſchön in der Gabel der Flüſſe St. Charles und St. Lorenz. In der weniger ſchönen Unterſtadt iſt der meiſte Verkehr des Handels und der Schiffahrt. Die Kornhäuſer und Waaren-Magazine liegen meiſtens hoch am Vorgebirge Diamont. Auf ſteilen Treppen oder Auffahrten gelangt man in die höhern Gaſſen der Spitze des Vorgebirges Diamont, an welchem 350 Fuß höher als das Flußbett die Citadelle liegt, welche die Stadt

nach der ſogenannten Abrahams-Ebene vertheidiget, woſelbſt der tapfere General Wolf fiel. Am ſtärkſten ſind die Feſtungswerke in der Gegend der Thore, haben viele Batterien, und einen Wall, der 50 Fuß dick iſt. Von drey Seiten iſt die Stadt mit Waſſer umgeben. Das dem Andenken des Generals Wolf geſetzte Denkmahl iſt nur von Holz und ſehr ſchlecht gearbeitet.

Auf einem ſteilen Felſen liegt das Caſtell St. Louis, wo der Gouverneur reſidirt. Die andern öffentlichen Gebäude mit den Kaufmannshäuſern nehmen ſich nicht außerordentlich aus.

Man iſt ungewiß, ob der Nahme der Stadt aus der Indianiſchen Sprache Algonquin, wo das Wort Quebec eine Enge bedeutet, weil wirklich der große Fluß hier nur ¾ Engliſche Meilen breit iſt, oder aus der Normanniſchen Sprache vom Worte Quel bec (welche Landſpitze), oder von dem Worte quelibec, welches bey den Indianiſchen Abenaquis etwas Geſchloſſenes bedeutet, herrühren mag.

Eben ſo ungewiß iſt der Urſprung des Wortes Canada. Man ſagt, daß, als die erſten Spaniſchen Entdecker ſich hier in Gegenwart der Indianer wieder einſchifften, ſie einander häufig das Wort arcanada (hier iſt Nichts zu thun) zuriefen. Wie in der Folge die Franzoſen hier zuerſt landeten, riefen ihnen die Wilden das Wort arcanada zu, um jene von der Beſitznahme abzuſchrecken. Die Franzoſen glaubten aber, daß dieſes der Nahme des Landes ſey, welcher ſich ſeitdem erhalten hat. Die jetzige Bevölkerung von Quebeck iſt 15,000 Seelen (nach der letzten Zählung 20,000).

4.

Bemerkungen über Montreal.

Schon am 3. Auguſt 1818 ſchifften wir uns auf dem Dampfboote Telegraph nach Montreal ein, wo wir am 5. des Morgens ankamen, und gegen einen reißenden Strom in 36 Stunden 180 Engliſche Meilen zurück gelegt hatten. Hier rieth man uns, in Nieder-Canada zu bleiben, und der Entſchluß meines guten Vaters wankte, bis wir, ſeine Söhne, ihn beſtimmten, ſeinem erſten Vorſatze treu zu bleiben. Hier war es, wo wir uns von unſerm braven Capitän Blake trennten, der Jedermann in unſerer Reiſegeſellſchaft ſo freundlich und wohlwollend behandelt hatte.

Je näher wir Montreal gekommen waren, je dünner wurde die Bevölkerung am Ufer, und von der Stadt der drey Ströme (trois rivières), 90 Meilen von Quebeck an, verlor der Fluß ſeine ſchnelle

Strömung. Die Stadt liegt in der Gabel des Lorenz- und Moritz-Fluſſes. In der Mündung des letztern theilen zwey kleine Inſeln den unbedeutenden Moritz-Fluß in drey Arme. Es iſt daſelbſt eine große Eiſengleßerey, deren Eiſen beſſer iſt als das Engliſche, aber nicht ſo gut als das Schwediſche. Die Zahl der Einwohner iſt jetzt 2500. Die Dampfboote legen hier jedes Mahl an, um Paſſagiere oder Güter ein- oder auszuſchiffen, und nehmen hier auch friſches Feuerungs-Material an Bord.

Hinter dieſer Stadt gelangten wir in den See St. Peter; ein weites, aber nicht ſehr tiefes Becken des Lorenz-Fluſſes. Unſere Dampfräder wühlten, weil der Steuermann die beſte Linie verfehlt hatte, den Schlamm im Beete des Fluſſes auf.

Hundert und fünf und dreyßig Meilen von Quebeck liegt in der Gabel des Chamblois und Lorenz-Fluſſes die kleine Stadt Sorrel oder Wilhelm Heinrich, in nördlicher Breite 45 Grad 50 Min. und in weſtlicher Länge 73 Grad 20 Min. Die Stadt hat 1500 Einwohner und hübſche Straßen, aber noch manche leere Bauplätze.

Näher bey Montreal liegt das freundliche Dorf Berthier, um welches viele Gutsherren Franzöſiſchen Adels, deren Vorfahren hierher einwanderten, ihre Landſitze liegen haben.

Die Stadt Montreal iſt an der Südſeite der Inſel Montreal 45 Grad 31 Min. N. B. und 73 Grad 35 Min. W. L. gelegen, unregelmäßig gebaut, hat 2200 Häuſer und 15,900 (nach der jüngſten Zahlung 25,000) Einwohner. Die Straßen ſind ſehr eng, und um ſo unbequemer, da die Auftritte der Häuſer ſich drey bis vier Fuß in die Straße erſtrecken, daher iſt die eigentliche Straße bey feuchter Witterung ſehr ſchmutzig. Die Häuſer ſind von Kalkſteinen gebaut. Die vor dem letzten Kriege gebauten Häuſer haben Thüren und Fenſterladen von ſtarkem Eiſenbleche, um ſich gegen häufige Feuersbrünſte zu ſchützen. An den Feſttagen iſt die Stadt höchſt öde. Die neuen Gaſſen, welche nach den Bergen zu liegen, ſind ſehr geräumig und haben eine ſchöne Architectur, aber die katholiſche St. Marien-Kirche iſt im Innern zu ſehr mit Schmuck überladen, um ſchön ſeyn zu können. Sie kann 3000 Chriſten faſſen, und hat ſelten in Feſttagen einen Sitz leer. Deſto prachtvoller iſt die dortige Episcopal-Kirche mit ihrem achteckigen Thurme und einem großen Stundenzeiger. Am Sonntage iſt die Kirche ungemein voll; vor der Thür ſteht ein Kirchendiener im Ornat, und zeigt nach der Kleidung des Kommenden jedem die Emporkirche, wo er nach ſeiner mehr oder weniger anſtändigen Kleidung ſeinen Platz finden ſoll. Die Gallerien haben die Form eines Halbmondes, und werden von Korinthiſchen Säulen getragen. Eben ſo ſchön iſt die im Jahre 1820 erbaute Me-

hodiſten = Capelle, deren Gallerie vollkommen rund iſt, auf glatten Pfeilern ruhet, und nächſt der Bank das ſchönſte Gebäude der Stadt iſt. Gleiche Schönheit biethen das Gerichtshaus, das Gefängniß und der Parade=Platz an. — Im dortigen katholiſchen Seminarium leben 120 Studenten, und es kleiden ſich diejenigen, welche Theologie ſtudieren, in ſchwarze Seide oder Bombaſſin, dagegen die andern Studierenden blaue Fracks mit weißen Aufſchlägen tragen. In den Baracken finden 1000 Mann Quartier. Bey der Statue des Nelſon's auf dem Neumarkte iſt merkwürdig, daß der Held ſein Geſicht nach dem Gerichtshauſe und nicht nach dem Fluſſe kehrt. Das ausgeſtorbene Kloſter der Recollecten iſt jetzt die Hauptwache. Übrigens hat die Stadt drey Nonnenklöſter, welche ſich durch ihre Sittlichkeit und in der Erziehung des weiblichen Geſchlechtes auszeichnen. Doch ſcheinen Nonnenklöſter in einem Lande ſehr überflüſſig zu ſeyn, wo die Bevölkerung ſo gering iſt, und ſelten ein Frauenzimmer unvermählt bleibt.

Eine Dampf=Maſchine treibt das Waſſer 100 Fuß höher, als die Fläche des Fluſſes, nach dem Hügel der Citadelle hinauf. Die Röhren liegen ſo tief, daß das Waſſer niemahls darin gefrieren kann. — Die Stadt hat zwey Banken, welche mit ſolcher Vorſicht ihr Geſchäft treiben, daß ſie den vereinigten Staaten, wo man ſehr leichtſinnig im Bankweſen verfährt, zur Nachahmung empfohlen werden können.

Für die Literatur iſt durch eine ausgeſuchte ſogenannte Montreal = Bibliothek von 8000 Bänden, und zwey mit dem Neueſten wohlverſehene Leſegeſellſchaften, nebſt einem Dutzend Zeitungen in Engliſcher oder Franzöſiſcher Sprache, geſorgt. Die körperliche tägliche Nahrung liefern zwey ſtets wohlverſehene Marktplätze.

Unſtreitig iſt Montreal die erſte Handelsſtadt in Canada, in einem Kriege der Engländer mit den vereinigten Nord = Amerikanern kann ſie jedoch leicht von den letzteren genommen werden. Es leben hier ungefähr aus den Freyſtaaten 1500 Köpfe, deren Religion die Politik, und deren Gott ihr goldener Adler iſt. (Münze an Werth von 10 Dollars.)

Zwiſchen dieſer Stadt und Quebeck ſind ſtets ſieben Dampfboote in der Fahrt, von denen fünf die Größe einer Fregatte von 40 Kanonen haben. Sie enthalten für die Paſſagiere jede mögliche Bequemlichkeit, und jedes Cabinett zwey Reihen von Bettſtellen mit weichen Betten und Vorhängen, welche man niederlaſſen kann. Die Frauenzimmer haben ein beſonderes Cabinett, worin ſie ſchlafen, aber übrigens in dem großen Geſellſchaftsſaale mit der übrigen Geſellſchaft ſpeiſen. Die Tafel und die Bedienung ſind prachtvoll. Für

die Fahrt, das Quartier und die Nahrung zahlt jeder Paſſagier von Quebeck nach Montreal 3 Pf. St., und von Montreal nach Quebeck 2 Pf. 10 Shillinge. Gemeine Reiſende, welche ſich in dem Raume am Steuer aufhalten, müſſen ſich ſelbſt beköſtigen, und zahlen dann nur 10 Shillinge. Die größten Laſten werden jetzt zwiſchen den beyden großen Städten Canada's faſt einzig durch Dampfboote fortgeſchafft. Dagegen ſind die Schiffswerfte zu Montreal unter aller Kritik, und die Polizey ſorgt nicht einmahl dafür, daß dieſe Gegend von Unflath frey bleibe.

5.

Waſſerreiſe bis York.

Am 18. Auguſt ſchifften wir uns nach La Chine ein. Es hatten uns aber bereits in Montreal ein und dreyßig Familien verlaſſen, welche vorzogen, ſich zu Perth, 140 Meilen nordweſtlich von Montreal, niederzulaſſen.

Weil der Lorenz-Fluß gleich hinter Montreal ſo reißend wird, ſo iſt es unmöglich, in gewöhnlichen Schiffen weiter hinaufzufahren; weßwegen man ſich auf Fahrzeugen mit flachem Boden und ſpitzem Ende von dünnen Tannenbretern einſchifft. Dieſe Boote pflegen 40 Fuß lang und in der Mitte 6 Fuß breit zu ſeyn. Die Führung desſelben haben vier Matroſen und ein Steuermann. Sie nehmen ungefähr 10,000 Pfund Fracht an Bord, haben Maſten und Segel, ſechs neunfüßige Stangen mit eiſernen Spitzen, einen Anker und das nöthige Kochgeräth. Alle Güter zwiſchen Ober- und Nieder-Canada werden auf ſolchen Booten fortgeſchafft; auch machen gemeiniglich vier oder fünf derſelben die Reiſe gemeinſchaftlich, und pflegen, wenn ſie im See St. Louis ankommen, welchen die Mündung des Ottaweis oder des großen Flußes in den St. Lorenz-Fluß bildet, bey günſtigem Winde die Segel bis Cascades aufzuſetzen.

Zu Cascades hat die Regierung einen kurzen Canal anlegen laſſen. Bis dahin gelangt man durch Schleußen mit großer Anſtrengung der Bootsleute nach den Cedern. Oft müſſen ſie ſogar, im Waſſer ſtehend, das Boot durch die dampfenden Waſſerfälle ziehen. Wegen dieſer ſchweren Arbeit brauchen ſie gemeiniglich zur Fahrt von 120 Engliſchen Meilen zehn volle Tage, und trinken tüchtig Branntwein. Die vier Hauptwaſſerfälle zwiſchen Montreal und Prescott heißen: die Cedern, die Cascaden, Coteau du Lac und

Long = Sault (der letztere iſt 9 Meilen lang), zu deſſen Durchfahrt man gemeiniglich, wenn man den Strom hinauf fährt, einen Tag, und wenn man hinabſchifft, 15 Minuten zu brauchen pflegt.

Weil 140 unſerer Anbauer von La Chine in ſogenannten Canadiſchen Durham = Booten zu ſchiffen beſchloſſen, ſo begleitete ſolche mein Vater mit ſeiner Familie in einem erbärmlichen Fahrzeuge. Damit unſere Mutter und unſere kleinen Geſchwiſter etwas mehr Raum in ihrer Schlafſtelle haben möchten, pflegte ich mich mit meinem Bruder am Ufer unter freyem Himmel niederzulegen. An einem Abende bathen wir und drey andere Reiſegefährten einen Landmann, uns zu erlauben, in ſeiner Küche auf dem Boden zu ſchlafen, welches er uns abſchlug, und als wir uns in ſeinem offenen Stalle auf Stroh niederlegen wollten, verweigerte er uns auch hier das Nachtlager. Wie viel menſchlicher iſt dagegen in meinem armen Irland ſelbſt der dürftigſte Taglöhner, der niemahls einem Fremden Obdach, und ſelbſt Almoſen, wenn er etwas hat, verſagt.

Am 1. September hatten wir endlich die ſauere Fahrt von 120 Meilen zurückgelegt. Am neunten Tage dieſer ſchwierigen Reiſe erlangten wir mit Mühe, als wir auf einem Spaziergange durch den Wald uns verirrt hatten, von einem Landmanne die Erlaubniß, auf dem Boden ſeiner Küche zu ſchlafen. Aber dieſe Unfreundlichkeit iſt die Folge der ſchlechten Behandlung, welche die Waldbewohner von manchem reiſenden Einwanderer in Ober = Canada zu erfahren gewohnt ſind.

Alle Landleute von Montreal bis Prescott, an der erſten Hälfte des Weges, ſind Abkömmlige der Franzoſen, und wohnen in elenden Hütten, welche im Innern reinlich, ſo wie die Bewohner zwar arm ſind, aber doch nicht klagen. Längs der andern nach Prescott gelegenen Hälfte wohnen dagegen meiſtens eingewanderte fremde Irländer. Sechs und ſechszig Meilen weſtlich von Montreal trennt der Lorenz = Fluß Ober= und Nieder = Canada. Bey Prescott liegt Ober=Canada am nördlichen Ufer; der Staat Neu = York am ſüdlichen. Das Kirchdorf Point = Clear liegt nur 18 Meilen von Montreal, und hat 100 katholiſche Einwohner. Es iſt das einzige ſchmutzige Dorf in ganz Nieder = Canada.

Das Dorf bey den Cedern wird von wenigen Handwerkern bewohnt. — Zu Coteau du Lac findet man zwar wenig Häuſer, aber doch einen Militär=Poſten mit einem Fort zur Beſchützung des Handels auf dem Fluſſe. Der Marktflecken Cornwall, 86 Meilen von Montreal, hat zwar nur 50 Häuſer und 200 Einwohner, iſt aber der Sitz des Criminal=Gerichtes für den öſtlichen Diſtrict.

Zu Prescott, mit 150 Einwohnern, liegt das Fort Welling=

ton. Von hier aus ſchifft man abermahls auf dem Fluſſe bis zum Niagara-Fall.

Am 3. September ſchifften wir uns auf dem kleinen Schooner Caledonia nach York ein, und legten die 250 Meilen bis dahin in ſechs Tagen zurück.

Sehr wild ſind die Ufer des Lorenz-Fluſſes zwiſchen Prescott und Kingſton, aber mahleriſche Ausſichten bildet der See der tauſend Inſeln, deſſen nördliche Ufer mit Landgütern und kleinen Hütten reichlich beſetzt ſind. Auf dieſen Inſeln trifft man jedoch keine Bewohner an.

Gegen Prescott über liegt in dem Lande der vereinigten Staaten die Stadt Ogdensbourgh, und 12 Meilen höher hinauf das ſo reitzend am Canadiſchen Ufer gelegene ſchöne Dorf Brockeville mit vielen wohlbeſtellten Landſitzen in der Nähe, welche ſich hinter dem Dorfe auf den Höhen erheben. Die Häuſer des Dorfes ſind zwar von Holz, aber geſchmackvoll angemahlt; höher als das Dorf liegt das dortige Gerichtshaus. Noch fehlt dem Orte mit 150 Häuſern eine Kirche.

Sieben und ſechzig Meilen von Prescott und 79 Meilen von Brockeville liegt die 1784 erbaute Stadt Kingſton im 44 Grad 8 Min. N. B. und im 76 Grad 40 Min. W. L. Kingſton iſt der Hafen Ober-Canada's, und wird durch das Fort Friedrich vertheidiget. Im hieſigen Hafen ſah ich das Linienſchiff St. Lorenz von 102 Kanonen mit andern Kriegsſchiffen. Noch hat die Stadt nicht mehr als 4000 Einwohner, und vor der letzten Zählung nur 2336. Alle Straßen ſind regelmäßig, aber keine iſt gepflaſtert. Kingſton hat nahe am Ontario-See eine vortheilhafte Lage. Der See Ontario wechſelt in der Tiefe von 3 und 400 Faden, und hat, wie alle eingeſchloſſenen Seen der Schifffahrt gefährliche Stürme; alle dieſe Seen haben die Merkwürdigkeit, daß ſie ungefähr alle 35 Jahre etwa ſieben Fuß Höhe erſteigen, ungeachtet ſonſt das Waſſer nur acht bis zehn Zoll zu ſteigen und zu fallen pflegt. Die Urſache dieſer Naturerſcheinung iſt noch nicht ergründet worden.

Der Sitz des Statthalters von Ober-Canada iſt zu York, nördlich am Ontario-See im 43. Grad 33 Min. N. B. und im 79. Grad 20 Min. W. L. Die kleine Halbinſel Gibraltar-Point bildet daſelbſt in der Mündung des Don einen ſchönen Hafen, doch beſitzt die Stadt keine Feſtungswerke. Den Hafen decken eine Batterie und zwey Blockhäuſer, und die Garniſon liegt in einer Baracke außer der Stadt, welche erſt ſeit 1793 gebaut worden iſt, und ſchon 3000 Einwohner, und vor der letzten Zählung 3336 hatte. Die meiſten öffentlichen Gebäude ſind zwar noch von Holz, aber dennoch ſehr

bequem. Ein weſentlicher Fehler der Stadt iſt ihre niedrige Lage, weil ſie auf angeſchwemmtem Grunde erbaut worden iſt; daher herrſchen hier Sumpffieber.

6.

Reiſe bis zur Niederlaſſung im Diſtricte London.

Durch den Oberſt Thomas Talbot, der ſich vor 30 Jahren in Canada in einer Wildniß von 100,000 Acker Landes niedergelaſſen hatte, und jetzt zu Port-Talbot eine herrliche Niederlaſſung beſitzt, wurde mein Vater mit ſeinen Gefährten beſtimmt, ſich im Diſtricte London niederzulaſſen. Talbot iſt ein Sonderling, der die Einſamkeit liebt, und dem ſchönen Geſchlechte ſo abgeneigt iſt, daß er mehrere Jahre im Anfange ſeiner Niederlaſſung, um ſich von keiner Weiblichkeit bedienen zu laſſen, ſeine Kühe ſelbſt melkte, Butter machte, und alle Arbeit der Küche und Hausreinigung ſelbſt verrichtete. Auf ſeinem Landſitze lebt er ohne alle Geſellſchaft; nur reiſet er jährlich zwey Mahl nach York, als Mitglied des geſetzgebenden Körpers von Ober-Canada, und beſucht alle 5 bis 6 Jahre England.

Am 11. September reiſeten wir mit dem nähmlichen Schooner, der uns nach York gebracht hatte, zu Waſſer nach dem 40 Meilen entfernten Niagara, und wieder 7 Meilen bis Queenstown zu Waſſer, dann 36 Meilen nach Fort Erie; und 116 Meilen nach Port-Talbot zu Waſſer, und von dort zu Lande 34 Meilen nach London. Später erfuhren wir, daß, wenn wir bis zur Spitze des Ontario-Sees geſchifft wären, und 90 Meilen zu Lande gemacht hätten, wir ſchneller und wohlfeiler dahin hätten gelangen können.

Da ich der Waſſerreiſen müde war, machte ich perſönlich die Reiſe zu Lande von York nach Port-Talbot, und fand neben dem Wege überall bewohntes Land, obgleich der Boden leicht und ſandig war. Gefährlich iſt das Schiffen oder das Durchreiten der zwiſchenliegenden Ströme.

Am Ufer des Fluſſes Ouſe, 20 Meilen von Dundas, kam ich durch verſchiedene Dörfer der ſechs Nationen der Indianer. Ihr Land iſt höchſt fruchtbar. Sie haben ſeitdem manche Wilden, welche von den Amerikanern vertrieben wurden, in ihr Gebieth aufgenommen, welches an jeder Seite des Fluſſes 6 Meilen breit iſt, und wenn ſie gleich einige Diſtricte an neue Anbauer verkauft haben, ſo haben ſie doch noch Raum für eine halbe Million civiliſirter Menſchen. In einem der Dörfer fand ich eine hübſche Kirche mit einem eigenen Geiſtlichen; wenn aber dieſer abweſend iſt, ſo verrichtet den Gottesdienſt

ein geweſener Wilder, Doctor John genannt; ich traf ihn an einem Sonntage bey dem Wetzen ſeines Tomahawk. Ich wollte, ſagte der Doctor, heute Gottesdienſt halten, aber ich verlor meine Brille in voriger Nacht, die ich fröhlich zubrachte, und kann daher nicht eher predigen, bis mein Nachbar, der Krämer Smith, neue Waare von Montreal erhalten hat. Auf meine Frage, ob er denn nicht im Stande ſey, auch ohne ein Buch zu predigen, erwiederte er: O ja, dazu wären wir wohl im Stande; da wir aber keine Methodiſten ſind, ſo predigen wir nicht, wie die Thoren, ohne ein Buch. Wäre in unſerer Kirche das Predigen aus dem Stegreiſe gebräuchlich, ſo könnten wir in der Beredſamkeit die Methodiſten-Prediger eben ſo übertreffen, als ſie uns im Selbſtdünkel und in der Eitelkeit überſehen. Da wir aber eine höhere Erleuchtung beſitzen, und es wiſſen, wie leicht die ſchwache menſchliche Natur ſich irren kann, ſo ſtudieren wir mit Sorgfalt unſern Gegenſtand, ehe wir ſolchen in der Predigt behandeln. Ich bemerkte, daß jener Doctor ein ſehr eitler Menſch war, und empfahl mich ihm mit der Überzeugung, wie ſchlimm es iſt, wenn der Menſch, der Andere unterrichten ſoll, von der Eitelkeit, Alles zu wiſſen, nach der Weiſe der Amerikaner, geplagt wird; denn Eitelkeit iſt der herrſchende National-Fehler aller weißen und braunen Menſchen dieſer Hemiſphäre.

Jenſeits des großen Fluſſes (Ouſe) wird das Land ſehr mahleriſch; zwar iſt es nur wenig angebaut; denn es fehlt dieſen Ebenen an nahem Bau- und Brennholze, und auch an Waſſer, weßwegen ſie noch lange unbewohnt bleiben dürften. Dennoch trifft man um Long-Point, ungeachtet ſeiner großen Ebenen, in der Nähe einige Bevölkerung an der Landſtraße, aber elende Wirthshäuſer.

Am 15. September erreichte ich Port-Talbot. Nachdem ich hier von einem reiſenden Frauenzimmer ausgefragt worden war, woher ich käme, und wohin ich wolle, und dieß beantwortet, aber auch hinzu gefügt hatte, daß ich Freunde erwarte, um mich nördlich in der Nähe niederzulaſſen, erklärte ſie mir: „Sie fürchte, daß meine Hoffnung, mich mit meinen Verwandten dort niederzulaſſen, vergeblich ſey. Alles hätte ich indeſſen nicht verloren; denn ſie hätte vor wenigen Stunden auf dem Wege hierher meinen Bruder geſund, aber unglücklich geſehen.“ Da ſtand ſie auf, und erzählte in einem andern Zimmer der Wirthinn: „Um 8 Uhr heute Morgens begegneten wir einer Caravane junger Europäer, und unter dieſen einen Jüngling, der des Fremden Bruder zu ſeyn ſcheint. Jene Caravane enthielt Alles, was von den Paſſagieren des an der Küſte der vereinigten Staaten geſtrandeten Schooners übrig blieb.“ Da mich dieſes ſehr ergriff, ſo erlangte ich von ihr noch folgende fernere Auskunft: „Am

19. September um 3 Uhr Nachmittags ſah ich, daß ihre Freunde ſich zu Port-Erie einſchifften. Die dortigen Einwohner waren ſogleich wegen der Überfüllung des Schiffes mit Paſſagieren beſorgt; das Wetter war ſtürmiſch und der Führer des Schiffes ohne Erfahrung. Einige Tage nachher erfuhr man zu Port-Erie, daß das Schiff am 21. September Morgens an der Küſte der vereinigten Staaten geſtrandet ſey, auch daß ein Schooner aus New-York die wenige gerettete junge Mannſchaft nach Canada hinüber geſchifft habe.“ Ich eilte nun ſogleich der Reiſe-Geſellſchaft entgegen, und erfuhr von meinem Bruder, den ich bald antraf, daß ſie zwar Schiffbruch gelitten hätte, daß aber nur eine Miß Lewis in Folge eines Erkältungsfiebers geſtorben ſey, alle Übrigen aber gerettet worden wären, und nur auf ein Schiff zum Überſetzen nach Canada warteten.

In den letzten Tagen des Octobers brachte mein Vater ſeine Familie nach Weſtminſter, welches nur die Themſe von London trennt, woſelbſt wir wohnen wollten.

Jener Diſtrict London liegt 24 Meilen nördlich vom See Erie, 927 Meilen vom Atlantiſchen Meere, 607 Meilen von Quebeck, 618 Meilen von New-York und 125 Meilen von York entfernt. Es ſtoßt daran: im Oſten der Diſtrict Orford, welcher ſeit 23 Jahren bevölkert iſt; im Süden der ſeit 12 Jahren bevölkerte Diſtrict Weſtminſter; im Südweſten der Diſtrict Delaware; im Weſten der Diſtrict Lobo und im Norden und Norweſten volle Wildniß.

Am 1. November 1818 wohnte hier noch kein Sterblicher. Der nördliche Arm der Themſe bildet öſtlich die Gränze dieſes Diſtrictes, und der ſüdliche Arm die Gränze des Diſtrictes Weſtminſter; aber faſt jedes Loos hat ſeinen eigenen Bach zur Bewäſſerung. Die Fruchtbarkeit des Diſtrictes iſt anerkannt.

Der Diſtrict bildet ein Viereck, und hat 16 Abtheilungen (Townships), jede von 6400 Acker. Jede Abtheilung hat wieder 32 Looſe, jedes von 200 Acker. Zwiſchen 2 Looſen liegen immer 66 Fuß frey für den Weg. Dieſe mit 7 Seitenwegen gleicher Weite und in gleicher Entfernung von einander bilden die ſämmtlichen Wege eines Diſtrictes.

Am 26. October reiſete ich und mein Bruder mit 6 Mann, welche Lebensmittel und Äxte zum Fällen der Bäume mit ſich führten, von Weſtminſter mit einem Führer nach London, um auf dem beſten Platze des Looſes ein Haus zu errichten. Mein Vater hatte eine Einweiſung von 1200 Ackern erhalten. Wir hatten alſo viele Auswahl von Bauplätzen, und beſtimmten nach langer Wahl, uns auf dem zweyten Looſe der ſechsten Abtheilung niederzulaſſen, und wählten dann einen Platz, um dort in der Nacht zu bleiben, wo

wir ungefähr 9 Meilen von der nächſten Wohnung entfernt waren. Endlich trafen wir einen alten verlaſſenen Indianiſchen Wig-wam, und blieben über Nacht in dieſer kleinen Hütte, nachdem uns unſere Zunderbüchſe ein gutes Feuer geliefert hatte. Unſere Abendmahlzeit nahmen wir auf dem Stumpfe eines abgehauenen Baumſtammes ein, und wickelten uns dann in unſere Decke, um ruhig zu ſchlafen. So brachten wir, indeſſen einer von unſerer Geſellſchaft wechſelsweiſe das Feuer unterhielt, unſere erſte Nacht auf unſerm Landſitze in Amerika zu. In der Morgendämmerung erwachten wir, weil heulende Wölfe ein unglückliches Reh in unſerer Nähe verfolgten. Ihr Heulen glich den Bellen der Fuchshunde. Unſere am Tüder gefeſſelten Pferde hatten ſich losgeriſſen und alles mitgebrachte Brot verzehrt, was wir mit Mühe 12 Meilen durch Sümpfe nnd Wälder geſchleppt hatten. Glücklicher Weiſe harte ihr Appetit die Kartoffeln verſchmäht, welche uns nun zum Frühſtücke dienten.

Bis zum 1. December erbaueten wir ein 46 Fuß langes und 21 Fuß breites Haus, in welches am 2. December unſere Familie einzog. Bis dahin wohnten wir in dem elenden Wig-wam voll Zugluft, und konnten, auf trocknem Lande liegend, beliebig auf unſerer Schlafſtelle Obſervationen am Horizont anſtellen; wir ſaßen am Tage auf dem nähmlichen Block, der Nachts unſer Kopfkiſſen bildete, waren jedoch voll Hoffnungen, einſt hier alle Bequemlichkeiten des Lebens als Lohn unſeres Fleißes, zu ernten.

7.

Fernere Topographie von Ober-Canada.

Wenn ein Reiſender von York nach Amersburgh, der weſtlichſten Stadt in Ober-Canada reiſet, ſo trifft er auf dieſen 326 Meilen nur wenige kleine Dörfer an. Die bedeutendſten derſelben ſind: Dundas, 50 Meilen von York, Ancaſter, 3 Meilen von Dundas, und Burford, 28 Meilen von Ancaſter. Doch haben alle drey nur 600 Einwohner. Längs dieſem Wege ſieht man aber die fruchtbarſten Ländereyen im Brittiſchen Nord-Amerika.

Vierzig Meilen weſtwärts von Dundas fängt die große Talbotſtraße an, welche durch die Herrſchaft Talbot nach dem See Erie läuft. Dieſe Herrſchaft umfaßt ungefähr 1½ Million Acker. Die Talbot-Colonie liegt zwiſchen dem 42. und 43. Grad N. B. und zwiſchen dem 80. und 81. Grad W. L. Ein Seitenweg führt von Dundas nach Niagara, jetzt Fort George, dann längs dem Fluſſe

Niagara nach Queenſtown und Fort Erie in einer Länge von 86 Meilen.

Jenes Fort liegt an der Oſtſeite des Niagara, und wurde im letzten Kriege mit Amerika, verbrannt; hat aber jetzt ſchon wieder 700 Einwohner. Es iſt das hübſcheſte Dorf in der Provinz, außer Brockville, und wird in den Sommermonathen von der Modewelt ſtark beſucht.

Am blühendſten iſt der Anbau des Landes zwiſchen Fort George und Queenſtown; nur hat man auch hier noch die Felder mit todtem Holze eingefriediget.

Queenſtown liegt am Fuße eines hohen Hügels, ſieben Meilen von Niagara, und hat 300 Einwohner, eine Kirche und ein Gerichtshaus, und Magazine für die Regierung und für die Indianer. Von hier findet eine ſtarke Durchfahrt von Gütern nach dem Weſten Canada's Statt.

Die Niagara-Fälle liegen ungefähr ſieben Meilen von Queenſtown an der Straße zwiſchen den Seen Erie und Ontario. Der Fall wird in allen Reiſebeſchreibungen Canada's beſchrieben. Ich beſuchte ihn zum erſten Mahl an einem ſchönen Septembertage, als die Hitze und der Biß der Mosquitos beträchtlich nachgelaſſen hatten. Bis eine Meile vom Niagara-Falle war der Horizont trocken und rein. Als ich aber näher kam, wurde die Luft finſter und die Erde ſchien zu zittern; die Atmoſphäre wurde feucht. Als ich die ſchroffen Hügel erſtiegen hatte, durch welche ſich der edle Strom windet, ſah ich, daß Berge von Waſſer das erſchrecklichſte Getöſe und Dampfwolken ausſtießen. — Ich erblickte mannigfaltige glänzende Regenbogen, Wolken und Felſen, welche ſich über den tobenden Abgrund verbreiteten, und Urwälder, welche Perlen zu träufeln ſchienen und durch die Strahlen der Abendſonne glänzender als Kryſtall waren. Bis die Sonne völlig untergegangen war, erfreute ich mich an dem ſeltenen Schauſpiele, das nach Aufgang des Mondes neue Schönheiten darboth, nachdem ſich der Wind gänzlich gelegt hatte.

Die Umgebung des Sees Erie iſt ungefähr 300 Fuß höher als das Gebieth des Sees Ontario. Der lange Bergzug, der beyde von einander ſcheidet, iſt an mehreren Stellen faſt lothrecht ſteil. Der Berg fängt am nördlichen Ufer des Sees Ontario an, umgibt dieſen See nordweſtlich, wird von der Landſtraße von York nach Amersburgh durchſchnitten, und läuft dann öſtlich, bis er den Fluß Niagara einſchließt.

Perſonen, welche dieſen Fall beſuchen, pflegen ihr Quartier in einem nahen Dorfe von zwölf Häuſern zu nehmen. Von dem Balkone eines der dortigen Wirthshäuſer überſieht man den ſoge-

nannten Horſe-Shoe-Fall (Hufeiſen-Fall) und die Inſel, welche den Fluß in zwey Ströme theilt. Von dieſem Hauſe ab führt ein ſchwieriger Fußpfad bis an den Rand des Fluſſes, und zu der Stelle, wo vormahls der Tafelfelſen ſtand. Der Fluß hat den See Erie zwanzig Meilen oberwärts des Falles verlaſſen, und iſt ſchon drey Meilen vor dem Falle in ſtäter heftiger Bewegung; aber dieſer reißende Strom erlaubt dennoch den Booten, die ſich in der Mitte halten, auf der Ziegen-Inſel zu landen, welche vor dem Falle liegt.

Von dem noch ſtehenden Theil des Tafelfelſens ſieht man die mit vielen Bäumen bedeckte Ziegen-Inſel, und die reiche Scene unterwärts des Falles mit dem ſchwächern Waſſerfalle Fort-Schloper jenſeits der Ziegeninſel.

Bis nahe unter den Fall wagen ſich die Canadiſchen Fiſcherboote, weil gerade dieſe Strecke des Waſſers eben ſo reich an Fiſchen, als das Ufer an Schlangen iſt. Die ganze Breite des Falles mit Inbegriff der Inſeln iſt 1335 Engliſche Ellen *). Der eigentliche Waſſerfall an der Canadiſchen Seite hat eine Breite von 600 Engliſchen Ellen. Derjenige an der Amerikaniſchen Seite 350 Ellen, und der kleinere mittlere Fall etwa 140 Ellen. Man rechnet, daß dieſer Sturz in einer Minute 169,344,000 Gallonen Waſſer liefert.

Jetzt wird die ſogenannte Ziegen-Inſel nicht mehr bewohnt. — Bisweilen hört man den Waſſerfall bey ſtillem Wetter auf der Höhe zu Burlington. Die Ufer unterwärts des Waſſerfalles beweiſen klar, daß vormahls der Fall weiter vorwärts gelegen war, und daß er in der Zeitenfolge ſich immer mehr rückwärts ziehen wird.

Zwiſchen dem Waſſerfalle und dem Fort Erie liegt nur ein kleines Dorf mit einigen Militär-Magazinen und Wirthshäuſern am weſtlichen Ufer des Fluſſes Welland und nahe dabey das kleine Fort Chippawa.

Im letzten Kriege mit Amerika wurde das Fort Erie am See Erie ſehr erweitert, und hat jetzt eine ſtarke Batterie auf dem 1100 Yard vom Schlangen-Hügel gelegenen alten Fort. Der See Erie liegt zwiſchen dem 41. und 43. Grad N. B., und im 79. und 82. Grad W. B. Der See iſt 231 Meilen lang und 63½ Meile breit, und hat wenige und ſehr unſichere Häfen bey einer Tiefe von höchſtens 40 Faden.

Long-Point oder das nördliche Vorgebirge iſt ein ſchmaler Strich Landes, der ſich öſtlich von Walſingham ab zwanzig Meilen lang in den See erſtreckt, aber nirgends über 180 Yards breit iſt.

---

*) Yards. Der Yard hat 3 Fuß.

Zu Turkey-Point findet man ein neu angelegtes Schiffswerft, und von da bis Amersburgh, drey Meilen von der Mündung des Fluſſes Detroit am öſtlichen Ufer, iſt die Gegend ſich ſtets gleich. Die Stadt hat ungefähr hundert Häuſer.

Vierzehn Meilen jenſeits Amersburgh liegt die Stadt Sandwich von ſechszig Häuſern, mit einer Kirche und einem Gerichtshauſe in einer ſchönen Gegend gegen die Amerikaniſche Stadt Detroit über. Jenſeits dieſer Stadt bis zum See St. Clair hört, ſo gut der Boden auch iſt, alle Cultur desſelben, außer bey den Handelspoſten der nordweſtlichen Handels-Geſellſchaft im Innern, auf. Jener See bildet einen Halbkreis von 30 Meilen Diameter.

Der See Michigan liegt zwiſchen dem 42. und 45. Grad N. B., und dem 85 und 87 Grad W. L., iſt 262 Meilen lang und 55 Meilen breit.

Der See Huron liegt zwiſchen dem 43. und 47. Grad N. B., und dem 80. und 85. Grad W. L., iſt 218 Meilen lang und 101 Meilen breit.

Der Oberſee liegt zwiſchen dem 46. und 48. Grad N. B. und zwiſchen dem 85. und 93. Grad W. L., iſt 381 Meilen lang und 161 Meilen breit.

Dagegen iſt der Waldſee ſehr klein, und ſein nordweſtlicher Winkel 1826 Meilen von Quebeck entfernt.

8.

Fortſetzung der Topographie von Ober-Canada.

Ober-Canada liegt zwiſchen dem 42. und 45. Grad N. B., und dem 73. und 95. Grad W. L. Die Gränze mit den vereinigten Staaten von Amerika fängt durch eine angenommene Linie beym Dorfe St. Regis, 55 Meilen von Montreal, an, läuft gerade mit dem 45. Grad N. B., und hernach in der Mitte des Lorenz-Fluſſes, des Sees Ontario, des Fluſſes Niagara, des Sees Erie, durch den Huron, Ober- und Langen-See und durch die Mitte der ferneren Seen- und Waſſer-Communicationen bis zum nordweſtlichen Winkel des Waldſees, und von da weſtlich vielleicht bis zum Miſſiſſippi. Die nordöſtliche Gränze bildet der große Fluß (Ottawais), welcher hier Ober-Canada von Nieder-Canada trennt. Nach Weſten und Nordweſten reicht idealiſch die Gränze von Ober-Canada bis zum nördlichen und ſtillen Ocean. Im Norden läuft eine idealiſche Gränze zwiſchen Ober-Canada und dem Gebiethe der Hudſons-Bay-Geſellſchaft.

Ober-Canada hat jetzt eilf Diſtricte, nähmlich den öſtlichen: Ottawais, Johnſtown, Bathurſt, Midland, Newcaſtle, Home, Gore, Niagara, London und den weſtlichen. Sämmtliche Diſtricte enthalten 25 Grafſchaften, und ſenden mit den Städten York, Kingſtown und Niagara 45 Deputirte in das Parlament von Ober-Canada.

Jedermann, vom 16. bis zum 45. Jahre dient in der hieſigen Land-Miliz, welche allein in Ober-Canada 56 wohldiſciplinirte Regimenter befaßt. Jedes derſelben hat 300 bis 500 Mann ohne die Officiere, und die ganze Miliz iſt etwa 22,000 Mann ſtark. Die ganze Bevölkerung dieſer Provinz überſteigt nicht 150,000 Seelen; Manche ſchlagen aber ſolche weit höher an.

Die ganze Provinz hat übrigens nur drey Kriegshafen, nähmlich: Kingſtown, Grand-River-Ouſe und Pentanguishine. Jeder dieſer Hafen hat ſeinen Capitän, Lieutenant, Wundarzt und Magazin-Aufſeher.

Von Quebeck bis Montreal und Kingſtown ſieht man überall bebautes Land und eine Menge Gewäſſer. Nur an den Befriedungen nimmt man es wahr, daß man ſich nicht mehr in Großbrittannien befindet, wo ſolche ſämmtlich mit grünen Hecken eingefaßt ſind. Man ſieht nirgends Ruinen einer andern Vorzeit, welche die Menſchen geſchaffen hatten, und überall Urwälder, wo die Axt nicht aufgeräumt hat.

Ober-Canada iſt ein ebenes Land, aber noch voller Urwälder. Ich denke aber, daß die hier ſo ſchnell mögliche Verwandlung derſelben in Landgüter mit Kirchen und Schulen, allen Bequemlichkeiten des Lebens und Übungen des Chriſtenthums einen erfreulichern Anblick bilden, als die Greiſen-Cultur Europa's mit verfallenen Ritterſchlöſſern, Abteyen und ſchönen Gemählde-Sammlungen. Die Ober-Canadier finden ſich glücklich auf dem fruchtbarſten Boden der Erde, da ſie Alles beſitzen, was ihr animaliſches Weſen bedarf. An das äußere Verzieren ihrer Landgüter und Häuſer denkt noch Niemand; ſie eſſen, trinken und ſchlafen ruhig. Außer dem Niagara-Fall gibt es wenige Natur-Merkwürdigkeiten; deſto mehr aber Felder mit noch nicht verfaulten Baumſtumpfen und Einfriedungen von geſpaltenen Holzſcheitern. Die Landſtraßen ſind breit, werden aber wenig reparirt. Deſto häufiger ſieht man hier ſchlechte Knüppeldämme; ſie ſind aber weniger gefährlich als anderswo; denn die Roſſe und das Rindvieh von Canada verſtehen ſehr wohl, von einem Knüppel oder Balken auf den andern wie ein Seiltänzer zu ſpringen. Das hieſige milde Clima erlaubt alle Pflanzen zu bauen, die nicht den heißeſten Gegenden angemeſſen ſind. Es wandern hier jetzt jährlich im Durch-

ſchnitt theils aus den Freyſtaaten, theils aus Europa 8000 neue Anbauer ein *).

Weit mahleriſcher und weit bevölkerter iſt Nieder-Canada. Die Hauptſtraße desſelben liegt am rechten Ufer des Lorenz-Fluſſes, und an beyden Ufern ſieht man eine ſtarke Bevölkerung und alles Feld beſtellt. Von der Mündung des Fluſſes an bis dreyßig Meilen jenſeits Montreal beſtehen die Ufer aus großen Herrſchaften, welche die Franzöſiſche Regierung an diejenigen vertheilte, welche dahin einwandern wollten. Nach den Freybriefen dieſer Gutsherren ſollten ſie auf Verlangen jedem neuen Anbauer, der als ein rechtlicher Mann bekannt wäre, Beſitzungen von 200 Acker anweiſen. Dagegen war der neue Anbauer verpflichtet, in beſtimmter Friſt gewiſſe Äcker von ſeinem Looſe urbar zu machen, und die Landſtraße vor ſeiner Beſitzung zu unterhalten. Jede Landſtelle hat am Fluſſe eine Breite von ungefähr 38 Engliſchen Ruthen, und ungefähr eine Länge von 1018 Ruthen. Wenn die Gutsherren das am Lorenz-Fluſſe gelegene Land ausgewieſen hatten, ſo fingen ſie hinter dieſer erſten Einweiſungslinie eine zweyte an. Da aber jeder Anbauer für die Feuerungs- und Nutzholzbedürfniſſe ſtets an der hintern Gränze 40 bis 50 Acker des Urwaldes liegen läßt, ſo ſcheint Nieder-Canada weit weniger angebaut zu ſeyn, als es wirklich ſchon iſt. In neuerer Zeit hat man auch überall an den Nebenflüſſen gleiche Anbauerlinien angelegt, die zum Theil ſchon ſehr weit von den ſchiffbaren Strömen entfernt ſind. Im Ganzen iſt aber der Boden weniger einträglich als in Ober-Canada, und auch in Nieder Canada hört man noch bisweilen den hämmernden Waldſpecht, den heulenden Bären, den einförmigen Ton der Älſter im Walde. Im ebenen Ober-Canada ſind ſelbſt Hügelreihen, mit Ausnahme der einzigen von der Spitze der Quinte-Bay, längs dem nördlichen Ufer des Sees Ontario, bis zu ſeinem weſtlichen, ſelten. Von dort an laufen die Hügel öſtlich, und umfaſſen den Fluß Niagara, aber dieſe Höhe beträgt höchſtens 340, und gewöhnlich nur 85 bis 100 Fuß.

Der Ottaweis oder ſogenannte große Fluß ſtürzt ſich in den Lorenz-Fluß 30 Meilen oberhalb Montreal; er kann von der Quelle bis zu ſeiner Mündung durch Boote beſchifft werden.

---

*) Da nun außerdem ſich die Jugend ſchnell verheirathet, und der geſundeſten Beſchäftigung, der Landwirthſchaft, ſich die große Mehrheit widmet, ſo iſt es kein Wunder, daß die Volksmenge ſich ungeheuer ſchnell vermehrt. Die neueſten Engliſchen Blätter geben indeſſen ſehr übertrieben die gegenwärtige Bevölkerung von Ober-Canada auf eine Million Einwohner an. Anm. des Überſ.

Der Fluß Trent entſpringt in der Nähe der ſogenannten Flußſeen, und ſtürzt ſich nach einem Laufe von 100 Meilen in die Quinte-Bay.

Der große Fluß Ouſe ſtürzt ſich in den Erie-See, etwa 40 Meilen vom öſtlichen Ende des Sees; doch kann er nur auf 50 Meilen von Booten beſchifft werden; es liegen aber gerade an ſeinen Ufern die reichſten und fruchtbarſten Ländereyen, welche bisher noch von den Indianern der ſechs Nationen benutzt werden.

Der Fluß Themſe entſpringt in einem noch unbekannten Lande, und fällt nach einem Laufe von wenigſtens 200 Meilen in den See St. Clair. Am Ufer dieſes ſchönen Fluſſes liegen viele 1000 Acker unangebaueten Landes, welche durch die jährlichen Überſchwemmungen des Stromes immer höher und fruchtbarer werden. Hier wächſt der trefflichſte Indianiſche Mais; das Erdreich iſt jedoch für Weitzen, Hafer und anderes Getreide viel zu fett. Deſto beſſer gedeihen hier Kartoffeln, Öhlſämereyen und Gartenfrüchte. Außer dieſen Flüſſen durchſtrömen jeden Diſtrict von Ober-Canada eine Menge von Flüſſen und Bächen, welche der Amerikaner überall creeks nennt.

Am angebauteſten iſt bisher die Linie von der Gränze Nieder-Canada's an bis zur Spitze der Quinte-Bay, eine Linie von ungefähr 150 Meilen. Eine zweyte ſchon ſehr bevölkerte Anbauerlinie bilden die ſieben Meilen am Fluſſe Niagara vom Fort George bis Queenſtown, und eine dritte ſolche Linie trifft man in der Nähe von Sandwich und Amersburgh. Jeder andere Theil erſcheint noch in ſeiner Kindheit, aber man erblickt überall, wo der Anbau angefangen hat, fröhliche Menſchen, welche bey vieler Arbeit ſich ihrer Freyheit und der Hoffnung einer beſſern Zukunft freuen. Mit jedem Baume, den ihre Axt fällt, wächſt die Ausſicht zu einem beſſern Fortkommen. Jedermann arbeitet für ſich und ſeine Familie, braucht keinen Gutsherrn zu fürchten, der die Früchte ſeines Schweißes mit ihm theilen will, und keine Drohungen fauler Tagelöhner.

Bloß in den Diſtricten Gore, Niagara, London und des Weſten trifft man lauter Ländereyen von der ausgezeichnetſten Güte. Zwiſchen der Stadt York und der Quelle des Ontario-Sees ſind an beyden Seiten der großen weſtlichen Straße die Anſiedelungen ſehr zahlreich, und wenn gleich der Boden nicht außerordentlich fruchtbar iſt, ſo iſt er doch ziemlich wohl angebauet. Längs dem nähmlichen Wege von der Quelle des Ontario-Sees bis zum Gebieth der ſechs Nationen an den Ufern des Fluſſes Ouſe wird das [illegible] immer beſſer. In der Nähe von Ankaſter gibt es große und vom Walde gereinigte Landgüter, aber dieſer Boden iſt leicht und ſan-

dig, und verſpricht daher wenig dauernde Fruchtbarkeit *). Vom Fluſſe Ouſe bis nach dem See St. Clair finden Landleute, welche ohne Vorurtheil urtheilen, den Boden ſo gut als irgendwo in Nord-Amerika. An vielen Orten liegt auf der Oberfläche eine feine ſchwarze Gartenerde, ſechs bis neun Zoll tief auf einem Lager von grauem Klai oder ſandigem Lehme ohne alle Steine. In andern Gegenden liegt der Humus von aufgelöſeten Pflanzen auf einem gelben Klaiboden, welcher bey feuchter Witterung leicht zuſammen backt.

Von den Quellen des Ontario-Sees längs dem Wege nach dem Fort George und Quenſtown iſt das Land zwar fruchtbarer als zwiſchen York und Ankaſter, aber nicht ſo gut als nach Weſten hin. Herrlich ſind alle Diſtricte in der Nähe des Sees Simcoe, und in der Regel überall die neueſten Niederlaſſungen die fruchtbarſten; aber ſie haben keine ſo gute Waſſerverbindung mit den bevölkerteren Theilen Ober-Canada's, und deßwegen achtet man ſie weniger. Wo aber auch die Erde die reichſten Ernten liefert, da kann man immer rechnen, daß ſie um zwey Drittheile bey ſo verſtändiger Behandlung des Bodens, als wie in Großbrittannien üblich iſt, mehr einbringen könnten. Überall nimmt man dem Lande, welches zum erſten Mahl cultiviret wird, die erſten all zu üppigen Kräfte durch Weitzen oder Mais in drey oder vier Saaten nach einander; aber man pflügt den Boden erſt, wenn das Unkraut zu ſehr überhand genommen hat, und hackt ihn bis dahin bloß, weil die vielen Baumſtumpfen dem Pfluge ohne Nachhülfe des Spatens zu viele Hinderniſſe entgegen ſetzen. An eine Sommerbrache denkt kein Landmann in Canada. Fünfzehn bis zwanzig Ernten nimmt man auf ſolche Art dem Boden, bis man ihn völlig erſchöpft hat, welche bey beſſerer Pflege, Saatenwechſel und Düngung im Ertrage nicht nachgelaſſen haben würden.

Man hält in Amerika das Land, welches weiße Wallnuß-Bäume

*) Die Fruchtbarkeit des Sandbodens iſt gewiß nicht zu verachten, aber er bedarf natürlich vor oder gleich nach jedem neuen Aufbruche mit dem Pfluge Düngung, und überhaupt Wechſel der Saaten. Der Anbauer muß, da er wenig Getreide verkaufen kann, beſonders auf Pferdezucht, Melkerey und Anzucht von Schafen und Rindvieh rechnen, d. h.: auf Producte, die eines weiten Transportes fähig ſind. Der Hauptfehler der Canadier iſt, daß ſie zu viel Land bey mangelnder Taglöhnerhülfe beſtellen, und daß ſie bey der Wohlfeilheit der Landſtellen halber Cultur, nicht ſolche lieber, als reine Wildniſſe kaufen. Anm. des Überſ.

(Hiccory) und das härteſte Holz trägt, für das allerfruchtbarſte. Für Land von zweyter Güte erklärt man die Waldgegenden, welche mit Ahorn, Buchen und Kirſchen (Prunus cerasus) bewachſen ſind. Wo die Eiche, Ulme und Äſche ſich findet, da wächſt nach Erfahrung trefflicher Weitzen, aber nicht ſo reichlich andere Producte der Landwirthſchaft. Da, wo Fichten, die Schirlingstanne und Cedern wachſen, achtet man den Boden kaum des Anbaues werth. Man kann aber ſelten eine große Landſtelle erwerben, auf welcher man nicht Bäume von allen dieſen Gewächſen zugleich findet, und nimmt daher nur darauf Rückſicht, welche Gattung von Bäumen man am meiſten dort findet. Trifft aber einen Landbauer das Schickſal, daß er zwiſchen hohen Fichten, ſich weit ausbreitenden Schirlingsſtangen, ſchlanken Cedern und hochſtämmigen Eichen ſein Blockhaus erbauen muß, ſo ſinnt er bald darauf, ſich eine neue Niederlaſſung zu verſchaffen.

In den weſtlichen Diſtricten findet man ſo weniges Holz der Harzbäume, daß, ſo ſehr dieß auch für die Güte des Bodens zeugt, der Mangel daran eine große Unbequemlichkeit der dortigen neuen Anbauer iſt.

9.

Detail-Nachrichten über manche einzelne Diſtricte.

An der Gränze zwiſchen Ober- und Nieder-Canada hat man den Vorzug eines leichteren Abſatzes ſeiner Producte, aber der Boden iſt zu feucht und das Clima zu rauh, und zu ſehr dem Nachtfroſt ausgeſetzt; daher iſt dort der Weitzen eine ungewiſſe Frucht, und der Mais wird ſelten reif, in Folge der frühen Herbſtfröſte und der ſpäten Frühlingsnachtfröſte. Daher ziehen ſo viele kluggewordene Landwirthe aus den öſtlichen Diſtricten Canada's nach den weſtlichſten. Man bauet im Oſten zwar wohl ſo viel als der Haushalt bedarf, hat aber für den Markt nichts übrig *).

Gerade in den unfruchtbarſten Theilen Ober-Canada's legte die Regierung verkehrter Weiſe ihre Militär-Colonien für entlaſſene penſionirte Krieger an. Ungeachtet die ſie umgebenden Sümpfe der Geſundheit nachtheilig ſind, und Getreide und Gurken oft erfrieren,

*) Da man auf dem bemerkten Boden eine große Viehzucht und kleinen Getreidebau mit vieler Cultur von Öhlſaaten treiben kann, ſo iſt ſolcher bey beſſerem Markte doch den weſtlichen Niederlaſſungen vorzuziehen. Anm. des Überſ.

ſo hat doch der eiſerne Fleiß dieſer braven Menſchen durch Beharrlichkeit manche Naturhinderniſſe beſiegt, Wälder ausgerottet und Moräſte ausgetrocknet *). In dieſem Militär-Diſtricte blühet am meiſten das Dorf Perth in Größe und Bevölkerung. Es hat ſchon drey Kirchen, ein Gerichtshaus und ein Gefängniß, einen Markt und ſchöne Privat-Häuſer. Hier ſind die Magazine der Regierung für neue Militär-Coloniſten, und viele der in Ruhe verſetzten Officiere machen ſich hier anſäßig.

Mehrere der erſten Anbauer, welche wir aus Irland mitbrachten, die ſich in La Chine von uns trennten, ließen ſich in der Nähe von Perth im Diſtricte Goulburn nieder. Sie fanden zwar einen ſehr reichen, aber ſchlecht abgewäſſerten Boden, ſind aber dennoch mit ihrem Schickſale wohl zufrieden. Es pflegen ſich in dieſer Gegend die neuen Anbauer aus der Ferne gewöhnlich bey einander anzuſiedeln, um ihre Freunde nahe zu haben.

Die jetzige Verbindungsſtraße zwiſchen Ober- und Nieder-Canada geht von der Mündung des Ottawais, oder großen Fluſſes, 120 Meilen bis Nepean, woſelbſt die Land-Communication beginnt. Wegen eines gefährlichen Waſſerfalles des Ottawais wird jetzt ein zwölf Meilen langer Canal auf Koſten der Regierung angelegt. Die große Militär-Straße von Nepean iſt bald fertig, und wird dann bald neue Colonien von Anbauern erhalten. Da dieſe Straße ſich weiter von der Amerikaniſchen Gränze entfernt, ſo iſt ſie in Kriegsfällen mit den vereinigten Staaten weit ſicherer. Iſt dieſe neue große Straße erſt ganz vollendet, ſo wird ſie die Ein- und Ausfuhr Ober-Canada's ungemein verbeſſern.

Der mittlere Diſtrict, in welchem die Stadt Kingſtown liegt, hat ein mildes Klima und einen ziemlich moraſtfreyen Boden. Das Land um die Quinte-Bay wäre vortrefflich, wenn nur nicht die Canadiſche Diſtel als Unkraut ſich ſo ſehr eingewurzelt hätte. Alle Bemühungen, ſolche auszurotten, ſind bisher an den Orten vergebens geweſen, wo ſie überall überhand genommen hatte. Dieſer Diſtrict wurde zuerſt von aus den vereinigten Staaten ausgewanderten Coloniſten bevölkert. Der ganze Diſtrict hat eine herrliche Handels-

---

*) Die Ziehung ſehr vieler Zuggräben bedarf ein ſolcher Boden, und ſobald dem Waſſer einiger Abzug verſchafft wird, wird ſich die idealiſche Ungeſundheit, je ſtärker die Bevölkerung anwächſt, gänzlich verlieren. Die Regierung hat übrigens die Militär-Colonie ſehr weiſe als Vertheidigungspunct wider die Amerikaner nahe an die Gränze gelegt. Anm. des Überſ.

lage, iſt aber dem Ackerbau nicht ſehr günſtig, obgleich er 21,000 Einwohner enthält *).

Der Diſtrict New-Caſtle hat einen trefflichen Boden und gute Bewäſſerung durch den Fluß Trent, und ein milderes Klima. Die jetzige Bevölkerung von 10,000 Seelen und der Anbau wachſen daher ſtark.

Der ſogenannte inländiſche Diſtrict um die Hauptſtadt York hat einen ſehr ungleichen Boden. Alles Land um den See Ontario iſt leicht, und weit beſſer um den See Simcoe; nur iſt hier der Winter kalt und der Mais geräth mißlich. Die Flüſſe Holland, Credit und Humber bewäſſern dieſen inländiſchen (home) Diſtrict, und beſonders im Fluſſe Credit fängt man jährlich viele tauſend Lachſe. Die Zahl der Einwohner iſt 14,000.

Einen hügeligen, aber nicht ſchlechten Boden mit einem milden Klima und vielen Pfirſichbäumen hat der Diſtrict Gore von 12,000 Seelen. Viele Schotten und Irländer ſpielen dort die wandernden Krämer.

Der Niagara-Diſtrict liegt für Handel und Ackerbau günſtiger als irgend ein anderer, beſitzt mahleriſche Natur-Scenen, einen freundlichen Himmel und eine reiche Erde. Im Norden hat dieſer Diſtrict den Ontario zur Gränze, im Süden den Erie-See, im Oſten den Fluß Niagara; aber eine unbeſchützte Gränze nach den vereinigten Staaten hin. Pfirſiche, Nectarinen, Äpfel und alle Getreide-Arten gedeihen hier gut; aber bey einem etwanigen Kriege mit den vereinigten Staaten wohnt man hier ſehr unſicher. Die Zahl der Menſchen iſt ſchon 15,000.

Vielleicht hat ganz Amerika keinen üppigeren Boden und ſchöneres Klima, als die Diſtricte London und des Weſtens, am Geſtade der Seen Erie und St. Clair, von der Mündung des großen Fluſſes bis zum ſüdlichſten Theile des Sees Huron; aber ſie haben geringe Bequemlichkeit, ihren Überfluß abzuſetzen, da die Niagara-Fälle die Waſſerſtraße zwiſchen den Seen Erie und Ontario unterbrechen. Sie bedürfen folglich der Anlage eines Canals zwiſchen jenen beyden Seen; alle Pflanzen wachſen dort reichlich, und ihre Früchte ſind wohlſchmeckend. Der Sommer iſt dort äußerſt heiß, aber der Winter deſto milder. In beyden Diſtricten zählt man bereits 22,000 Einwohner.

---

*) Der Verfaſſer hat immer das Vorurtheil, daß ſchwerer Boden, der viel Getreide liefert, überall der werthvollſte iſt; er iſt es aber nur dort, wo man das Getreide theuer verkaufen kann.

Anm. des Überſ.

In dieſen beyden Diſtricten, und beſonders in dem Diſtricte London, gibt es viel Land ohne alle Bäume. In der Regel ſind dieſe Ebenen zwar ſandig und haben Waſſermangel, aber die Ufer des Fluſſes Ouſe ſind deſſen ungeachtet höchſt fruchtbar. Ein großer Theil der fetten Marſchen des Ouſe-Fluſſes gehört den Indianern der ſechs Nationen, welche die Nutzung des Landes für eine Kleinigkeit auf 999 Jahre verpachten. Es ſcheint aber, daß die Regierung dieſe Pachtungen nicht billiget *). — Die Ebenen von Long-Point ſind noch ausgedehnter und beſſer bewirthſchaftet. Zwar kann man ſich hier durch Brunnengraben Waſſer verſchaffen; aber der Mangel an Brenn- und Bauholz iſt, bis die Landes-Producte einen höheren Werth, als jetzt, erlangen, ein großes Hinderniß der Cultur in waldloſen Ebenen. In den andern Diſtricten haben dieſe Ebenen hier und da Strecken von weißen Eichen, Tannen und Pappeln, und zugleich ein parkartiges Anſehen. Nirgends trifft man mehr Reichthum an Blumen, als hier in der Sommerjahrszeit. Nach den Sagen der Indianer hat hier niemahls Holz geſtanden, doch hat man hier beym Nachgraben zerbrochenes Töpfergeſchirr wenige Zoll unter der Oberfläche gefunden, woraus folgt, daß ſie einſt bewohnt geweſen ſind; aber die Töpferarbeit iſt keine Indianiſche, ſo roh auch dieſe Arbeit ausſieht.

Die Bäume der Ebene gleichen zwar nicht den Bäumen in den Wäldern. Es iſt aber eine bekannte Sache in Ober-Canada, daß, wenn man geweſenes Waldland von neuem mit Wald überwachſen läßt, dort niemahls die nähmliche Baumart wieder aufſchlägt, welche vormahls dort wuchs, und daß vielmehr dort Bäume aufſchlagen, deren Samen man bisweilen Meilen weit nicht antrifft.

10.

Die ſogenannten Hausthiere in Canada.

In der Regel ſind die landwirthſchaftlichen Thiere in Canada von geringerer Vollkommenheit als im Brittiſchen Reiche in Europa, aber aus keiner andern Urſache, als weil ſie in der Jugend und im

*) Es ſollte der Regierung vielmehr willkommen ſeyn, daß die Indianer ihren herrlichen Boden an civiliſirtere Menſchen veräußern, wodurch die Auflöſung des Indianer-Staates durch Ausſterben oder Annahme gleicher Civiliſation, als die Anbauer beſitzen, befördert wird. Anm. des Überſ.

Winter ſchlechter als in Europa ernährt und verpflegt werden. Die Pferde in Nieder-Canada ſind ſelten über 14 Fauſt hoch, haben grobe Knochen, dicke Schultern, viele Haare, aber ein feſtes Horn. Sie können viel arbeiten, und nehmen mit jedem Futter vorlieb. Wenn ſie im Sommer nicht arbeiten, ſo läßt man ſie im Walde weiden, woſelbſt ſie den Stichen der Mosquitos ausgeſetzt ſind. Selten gibt man ihnen im Sommer ein Obdach, das ſie einiger Maßen gegen dieſe Fliegen ſchützt, und die Winterſtälle ſind in Canada gemeiniglich ſchlecht, und um ſo unbehaglicher, da man den Thieren ſelten eine Streu gibt. Man führt dieſe aus der Normandie ſtammenden Pferde häufig nach Weſtindien aus, weil ſie ſich bey der dortigen Hitze beſſer als andere Pferde zu halten pflegen. Die Pferde-Raſſe in Ober-Canada ſtammt von Engliſch-Amerikaniſcher Raſſe her, iſt aber nicht ſo dauerhaft in der Arbeit und in der Geſundheit als jene von Nieder-Canada.

Das Hornvieh kommt in beyden Canada's niemahls unter Obdach; aber es liefert im Sommer viel Milch. Wegen der nachläſſigen Winterbehandlung dieſer Thiere verliert man in harten Wintern gewöhnlich einen Theil ſeiner Herde, und unter andern Krankheiten dadurch, daß ihnen das Horn erfriert. Das Heilmittel iſt, daß man entweder die Hörner abhaut oder unten am Horn Löcher einbohrt, aus welchen die verdorbene Hornmaſſe ausfließt, indem man zugleich eine Maſſe Terpentin in die hohlgewordenen Stellen einſchüttet.

Die Schafe haben hier ein trauriges Anſehen. Selten wiegt ein geſchlachtetes Schaf über 50 Pfund, und das Vließ ſelten über 2½ Pfund; aber die Wolle iſt beſſer als in England, weil Theils Lord Selkirk viele Merino-Schafe in Canada einführte, und andern Theils die Wolle und das Haar aller Thiere kälterer Klimate feiner und weicher iſt, als in wärmeren. In Canada iſt die Hitze im Sommer zu groß, als daß man ſie im Freyen weiden könnte, und des Nachts muß man ſie unter Dach halten, aus Furcht vor den Wölfen.

Die hieſigen Schweine werden gemeiniglich mit Mais gemäſtet, und, wenn ſie 1½ Jahr alt ſind, geſchlachtet. Ihr Fleiſchgewicht iſt dann gemeiniglich 200 Pfund, und gleicht völlig dem geſalzenen Irländiſchen Schweinefleiſche.

Das dortige Rindfleiſch iſt gut, wenn auch gleich nicht von der vorzüglichſten Güte; aber das dortige Hammelfleiſch überaus ſchlecht.

In Unter-Canada koſtet gemeiniglich ein Pferd 15 Pf. Sterl. und in Ober-Canada 20 Pf. St., wenn es ganz vorzüglich iſt.

Sehr zahlreich ſind noch jetzt in Canada alle wilden Thiere. — Der Mammouth ſoll nach der Sage der Indianer noch in den abgelegenſten Theilen von Canada exiſtiren; indeſſen hat ein ſolches Thier

niemand mehr lebendig geſehen. Betrachtet man die Zähne, welche man hier und da findet, ſo war dieſes Thier ein fleiſchfreſſendes, und nach den vorhandenen Knochen zu urtheilen, welche man beſonders in der Nähe von Salzquellen entdeckt hat, wenigſtens zehn Mahl ſo groß als ein Elephant.

Im nordweſtlichen Gebiethe findet man viele Büffel. Das Thier hat 9 Fuß 6 Zoll Länge von der Spitze des Hornes bis zum Ende des Schwanzes; ſeine Höhe an den Schultern iſt 7 Fuß 4 Zoll, und der Umfang des Leibes 8 Fuß 11 Zoll. Die Haare ſind lang, und beſonders am Vorderkopfe; Nacken und Schultern kraus und lang. Der Canadier braucht die Häute beſonders zu Schlittendecken bey ſchlechtem Wetter. Die Haut pflegt hier 7 Dollars zu koſten; ein ſolcher ausgewachſener Büffel wiegt 2500 Pfund.

Iſt in dem angebaueten Theile Canada's der Büffel ſehr ſelten, ſo iſt dafür in jedem Theile des Landes der Dammhirſch, der 200 und mehr Pfund wiegt, deſto häufiger. In den heißen Sommermonathen eilen ſie nach den Flüſſen und ſtehenden Waſſern, um ſich von der Plage der Mosquito's zu befreyen. Gerade in den Sommermonathen iſt das Thier beſonders fett. Die Art, die Hirſche auf der Jagd zu erlegen, iſt folgende: Es ſetzen ſich zwey Jäger in ein Boot, von denen der Eine mit einer Büchſe und der Andere mit Rudern verſehen iſt. An der Seite des Schiffes hängt eine Diebslaterne, und das Boot ſchwimmt in der Mitte mit der Strömung. Der Mann am Steuerruder macht mit dem Ruder ſo wenig als möglich Geräuſch. Wenn dieſer 200 oder 300 Engl. Ellen vom Schiffe entfernt iſt, ſo hört er ſchon, daß das Thier im Waſſer plätſchert, und richtet das Boot nach dem Hirſche hin, deſſen Augen wie ein Feuerball glänzen, weil der Hirſch auf die Laterne aufmerkſam iſt. Fünf oder ſechs Ellen von dem Hirſche richtet er mit aller Bequemlichkeit die Büchſe auf den Hirſch, legt das todte Thier am Ufer nieder, und fährt weiter hinab, um möglichſt viele Hirſche auf ſolche Art zu erlegen. Wenn der Tag anbricht, kehrt man zurück, und nimmt das erlegte Wild in's Boot. Es erfordert aber dieſe Jagd ſehr geſunde Menſchen; denn theils wird man beym Herausbringen des Hirſches nach dem Ufer jedes Mahl ſehr naß, und muß bis zum Morgen in naſſen Kleidern bleiben, auch fällt gerade der Thau in dieſer Jahreszeit ſehr ſtark, und mancher Jäger zieht ſich dadurch eine ſtarke Erkältung zu.

Das Elendthier (Cervus Alces) war einſt in Canada höchſt zahlreich, wie die häufig in den Wildniſſen gefundenen Geweihe bezeugen; man erblickt ſolches jetzt nur ſehr ſparſam. Das Thier bewegt ſich nur langſam in den Wäldern; da ihm ſein Geweihe im

Wege iſt. Deßwegen wird es von den neuen Anbauern ſchnell ausgerottet.

Das Rennthier findet ſich in Nieder-Canada an der Gränze der Amerikaniſchen Provinz Maine. Dieſes Thier lebt im Sommer von wildem Graſe und ſaftreichen Blättern, und im Winter von Nüſſen und Beeren, welche es mit ſeinem Geweihe unter dem Schnee auskratzt.

Der Amerikaniſche Bär (ursus niger) fällt Menſchen nur dann an, wenn er von Hunden gehetzet wird, verwundet iſt, oder ſeine Jungen vertheidiget. Da er aber die Schweine der Coloniſten während ſeines Sommeraufenthaltes an der Gränze der Wälder aufſucht, wenn dieſe ſich, um Nüſſe zu ſuchen, im Walde zerſtreuen, ſo fügt er oft den Coloniſten großen Schaden zu. Es pflegen die Schweine einen runden Zirkel wider die Bären zu bilden, und in dieſer Stellung mißlingt gemeiniglich den Bären ihre Jagd, wenn ſie auf alte Schweine mit großen Hauern treffen. Unter den Ferkeln richten ſie aber gemeiniglich große Verheerung an. Es gibt in Canada Waldjäger, die bloß von der Jagd der Thiere ohne alle Landſtellen leben. Dieſe verfolgen die Bären, da jede Haut mit 5 bis 7 Dollars bezahlt wird, und das Fleiſch beſſer ſeyn ſoll, als Schweinefleiſch, und auch die Amerikaniſchen Quackſalber das Bärenfett in allen rheumatiſchen Krankheiten zum Einſchmieren der Haut empfehlen. Ein ausgewachſener Bär wiegt gemeiniglich 400 Pfund, und iſt mit Haut und Fett wenigſtens 20 Dollars werth. — Gegen den Winter beziehen dieſe Thiere ihr Winterlager in großen hohlen Bäumen, und bringen dort im Schlafe ohne alle Nahrung ihre Zeit bis zum Frühjahre zu. Wenn im Anfange des Winters der Schnee früher fällt, ehe ſtarker Froſt eintritt, ſo pflegen die Jäger an der Fährte den Bären nachzuſpüren; doch iſt dieſe Winterjagd gefährlich und unangenehm; denn die Bären pflegen gemeiniglich ihr Winter-Quartier 40 bis 50 Meilen vom Rande der Wälder aufzuſuchen. Fällt nun während dieſer Jagd Thauwetter ein, ſo weiß der Jäger den Rückweg aus den Wäldern nicht wieder zu finden, wenn ihm zufällig die Sonne als Compaß fehlt.

11.

Beyſpiel einer unglücklichen Bärenjagd.

Im Winter 1822 entdeckte Howay, einer der Coloniſten meines Vaters, am Morgen des 11. Decembers die Spur von drey Bä-

ren, und fand endlich den Baum ihres Aufenthaltes. Da er ſeinen Hund, ſeine Büchſe und ſeine Axe mitgenommen hatte, ſo fing er an, den Baum, der wenigſtens 16 Fuß im Umkreiſe hatte, zu fällen. Während der Arbeit ſah er bisweilen den Stamm hinauf, um Acht zu geben, ob dieſer Lärm die Bären aus dem Schlafe bringe; bald aber vernachläſſigte er dieſe Vorſicht, bis mitten bey der Arbeit ein großes Stück Rinde ihm auf den Kopf fiel. Dadurch aufmerkſam gemacht, blickte er in die Höhe, und ſah, daß einer der Bären nach der Art des Thieres mit dem Schwanze zuerſt den Baum herab kletterte. Der Bär ſchien wüthend zu ſeyn, und Howay fürchtete, mit ihm in ungleichen Kampfe zu gerathen. Sein Beſchluß war, die volle Ladung dem Bären in den Leib zu jagen, weil er aber fürchtete, daß er den Bären bloß verwunden und nicht gleich tödten möchte, ſo änderte er ſeinen Plan, als auch ſein Hund den Bären gewahr wurde, und ſo heftig bellte, daß der beſorgte Bär ſo ſchnell als möglich in die Höhlung des Baumes zurück kehrte. Von dieſer Höhlung herab beobachtete er nun genau den Hund und ſeinen Herrn. Zwar bedauerte Howay jetzt, daß er keine Nachbarn zur Jagd mitgenommen hatte; da er aber fürchtete, daß die Bären ihm entfliehen möchten, wenn er jetzt Hülfe hohlen wollte, ſo faßte er Muth, mit ſeiner Büchſe dem lauernden Bären in den Nacken eine Kugel zu jagen, welche ſo richtig getroffen hatte, daß der Bär todt auf die Erde fiel. Dann überlegte Howay, daß er zwar bisher ſehr glücklich geweſen ſey, daß ihm aber dennoch ein glücklicher Ausgang mißlingen könne, wenn er die Bärenjagd ohne fremde Hülfe fortſetze. Er eilte deßwegen nach Hauſe, und brachte zwey andere Jäger, drey Hunde und noch eine Axt mit. Auf dieſe Art gelang es ihnen bald, den Baum zu fällen; allein beym Fallen ſtürzte er auf einen andern Baum, und brach in der Mitte gerade an der Stelle ab, wo die Bären lagen. Die erſchrockenen Thiere liefen nun gerade auf einen der Jäger zu, welcher die Mündung der Büchſe dicht an die Schulter eines der beyden Bären ſetzte, und ihm zwey Kugeln in den Leib ſchoß Der andere Bär entkam ohne Wunden. Die Hunde verfolgten den erſteren, welcher ſie, tüchtig zerfleiſcht, zur Rückkehr zwang.

Indeſſen war es Abend geworden, und die Jäger fanden es bedenklich, die Jagd eher als am folgenden Morgen fortzuſetzen; aber Howay, in Begleitung des Jägers Nowlan, eines gebornen Amerikaners, der in den Wäldern gut Beſcheid wußte, verfolgten am folgenden Morgen den entlaufenen Bären; Jeder mit einer Büchſe, einer Axt und ſechs Schüſſen Pulver und Schrot, und mit Brot und Fleiſch zur Mahlzeit. Um 2 Uhr Nachmittags ſahen andere Jäger, daß ſie ſieben Meilen von dem gefällten Baume über den Fluß Themſe ſetz-

ten. Als ſie aber mehrere Tage ausblieben, ſo achtete man ſie ſchon für verloren, da ſie für die große Kälte nur dünn gekleidet waren, und nicht einmahl eine Zunderbüchſe mitgenommen hatten. Um ſie vielleicht noch zu retten, beſchloß ich, mit einigen Coloniſten uns auf einige Tage mit Lebensmitteln zu verſehen, und ſie auf's Gerathewohl wieder aufzuſuchen. Am folgenden Morgen brachen wir mit Taſchen-Compaſſen, Ammunition, Zunderbüchſen und den beſten Hunden in der Gegend zur Aufſuchung der Verlorenen auf. Unglücklicher Weiſe hatte das Thauwetter allen Schnee, außer in den Vertiefungen, geſchmolzen. Nach zweytägiger, vergeblichen Reiſe kehrten wir zurück, und hatten nicht die mindeſte Spur von den Unglücklichen entdecken können.

Am Weihnachtstage war ich gerade im Begriffe, einigen Bekannten von Howay den Befehl zu ertheilen, ſeinen Nachlaß zu inventariſiren, als ich erfuhr, daß er und ſein Gefährte zwar lebend, aber in der höchſten Erſchöpfung ihrer Kräfte vor einigen Stunden wieder angekommen wären. Ich beſuchte ſie deßhalb ſogleich, und fand ſie ganz kraftlos und höchſt abgemagert wieder. Sie gaben über ihre Rettung folgende Auskunft:

Sie hatten die Fährte des Bären in nordweſtlicher Richtung 20 Meilen verfolgt, als die Nacht einbrach. Mit größter Mühe machten ſie Feuer, indem ſie ein Stück trockenen Linnens über die Mündung eines Gewehres banden und ſolches abfeuerten; brachten übrigens die kalte Nacht ohne Speiſe und Schlaf zu. Am folgenden Morgen aßen ſie ein wenig Brot und die andern Reſte ihrer Mahlzeit vom vorigen Tage, welche ſie mit ihrem Hunde theilten. Gegen Abend hatten ſie abermahls wenigſtens 20 Meilen auf dem Schlangenpfade der Fährte zurück gelegt, wußten aber die Himmelsgegend durchaus nicht mehr auszukundſchaften. Sie beſchloſſen deßhalb, den Bären nicht weiter zu verfolgen, weil der Schnee immer mehr verſchwand und der Regen beſtändig zunahm. Zum Unglücke erinnerten ſie ſich, daß ſie früh Morgens das Kreuz in der Fährte eines andern Bären wahrgenommen hatten, und täuſchten ſich mit der Hoffnung, daß deſſen Spur ſie ihrer Niederlaſſung näher bringen werde, oder daß ſie Gelegenheit fänden, dieſen Bären zu erlegen, und ſich von ſeinem Fleiſche zu ernähern, ſo wie mit ſeinem Felle zu bedecken. Der Plan wurde ausgeführt, bis der Schnee gänzlich verſchwand, und die Luft ſo wolkig wurde, daß ſie die Jagd gänzlich aufgeben, und nur auf Errettung aus der Wildniß denken konnten. Weil ſie ſich gerade damahls an dem Ufer eines kleinen Baches befanden, ſo beſchloſſen ſie, in der Hoffnung, daß er in die Themſe fallen werde, ſeinem Ufer nachzugehen. Die zweyte Nacht überfiel ſie am Ufer die-

ſes Baches. Der heftige Regen ließ ſie nicht einmahl ſchlafen, weil ſie ſich bloß mit einiger Baumrinde hatten bedecken können. Der Sturm wüthete ſo, daß die Gipfel der Bäume ſich faſt zur Erde beugten und nahe bey ihrem Lager mehrere Stämme niederſtürzten, und die Wölfe heulten um ſie herum.

Am dritten Tage gingen ſie neben einem Moraſte, der ſich immer weiter ausdehnte. Am Nachmittage legte ſich der Sturm, aber nicht der kalte Regen. Kurz vor Sonnenuntergang thaten ſie einen vergeblichen Schuß auf ein Repphuhn, und hatten jetzt nur noch drey Schuß Pulver und Schrot. Aber auch die nächſte Nacht war für ſie ſchlaflos, und der Morgen brachte ihnen wieder keinen Sonnenſchein.

Am vierten Tage fanden ſie ſich höchſt hungrig und ſchwach bey ſo heftigem Durſte, daß ſie alle 5 bis 6 Minuten trinken mußten. Es ergriff ſie nun die Furcht, den Hungertod ſterben zu müſſen. Doch gelang es ihnen, ehe der Abend einbrach, ein Repphuhn zu ſchießen. Die eine Hälfte verzehrten ſie auf der Stelle, und ſparten die andere Hälfte bis zum nächſten Morgen auf. Ihr Hunger wurde dadurch aber ſo wenig als durch den Genuß einer Kirſche geſtillt. An Pulver blieb ihnen nur noch eine Ladung übrig. Sie beſchloſſen, dieſen letzten Schuß aufzubewahren, da ſie ſich nicht getrauten, noch eine Nacht ohne Feuer die Kälte aushalten zu können.

Die fünfte Nacht war äußerſt kalt, und Nowlan wurde Morgens gewahr, daß ſeine Füße ſehr erfroren waren. Dieſes machte ihre Lage nun noch weit trauriger. Zum ärgſten Hunger kam ein hoher Grad des Durſtes und ein heftiges Fieber hinzu. Bis zu dieſem neuen Leiden hatten ſie täglich wenigſtens 50 Meilen zurück gelegt; jetzt konnten ſie nur höchſtens, und mit vieler Mühe, den halben Weg an einem Tage machen.

Nachmittags am ſechsten Tage erſchien die Sonne auf einige Augenblicke, als ſie ſahen, daß ſie ſich nicht am Ufer der Themſe befanden, woraus ſie folgerten, daß das Ufer des Fluſſes ſie zu der wüſten Küſte der See Huron oder St. Clair führen dürfte. Doch ſetzten ſie ihre Wanderungen längs dem Fluſſe fort, weil ſie ſich mit der Möglichkeit tröſteten, auf dieſem Wege endlich eine Indianiſche Niederlaſſung zu treffen. Gleich nach Sonnenuntergang entdeckten ſie am jenſeitigen Ufer ein Boot und etwas weiter hinunter ein Canot. Beyde Erſcheinungen gaben ihnen Hoffnung, daß jetzt eine Niederlaſſung nicht mehr fern ſeyn könne. Als ſie aber nach dem Wege einiger Meilen keine andern Spuren menſchlichen Aufenthaltes antrafen, ſo ergriff ſie die Furcht, daß beyde Fahrzeuge vielleicht durch das Thauwetter hinabgetrieben und an der bemerkten Stelle geſtrandet wären. Schon waren ſie im Begriffe, zum nächtlichen Feuer

einige Stämme niederzuhauen, als ſie wenige Ruthen von dieſem Platze einen Heuſchober gewahr wurden. In dieſem Schober brachten ſie die Nacht zu, und fanden ihr Lager beneidenswerth, indem ſie der Schlaf hier zum erſten Mahl einige Stunden erquickt hatte; aber ihr Hund war unfähig, den Marſch fortzuſetzen. Jedoch konnten ſie ſich nicht entſchließen, den treuen Gefährten zu tödten und von ſeinem Fleiſche ihr Leben zu friſten; ſie ließen daher den Hund ſterbend zurück. Allein nach einer Stunde weitern Weges trafen ſie auf einen tiefen Moraſt, der ihre bisherigen Hoffnungen wieder zu Schanden machte, und ſie bewog, einen Weg in anderer Richtung einzuſchlagen.

Am achten Tage legten ſie einen langen Weg zurück, und am neunten um 4 Uhr Nachmittags trafen ſie die Spur von zwey Menſchen und einem Hunde. Ihre Schritte wurden dadurch ſchneller; aber am Abend ſahen ſie mit Schrecken, daß ſie ſich an derſelben Stelle befanden, wo ſie fünf Nächte vorher geſchlafen hatten. Den Unglücklichen entfiel nun aller Muth, und ſie gaben alle Hoffnung auf, ihr elendes Leben noch länger fortzuſchleppen; ſie ſetzten ſich nieder, ohne Feuer anzumachen, weinten, und wurden beſonders von der Furcht befangen, wenn ſie geſtorben wären, von wilden Thieren gefreſſen zu werden, und dann, daß Einer von ihnen Beyden den Andern eine Zeitlang überleben möchte. Howay tröſtete ſich indeſſen mit dem Gedanken der Unſterblichkeit der Seele, aber der vier und sechszigjährige Nowlan hatte nicht gleiche chriſtliche Ideen von der Unſterblichkeit ſeiner Seele, und war daher um ſo viel unglücklicher.

Nachdem ſie eine Stunde lang den finſtern Vorſtellungen nachgehängt, und ſich gegenſeitig erklärt hatten, daß ſie ruhig den Fall eines Baumes erwarten wollten, der ihren Leiden ein Ende machte, ſo ergriff ſie abermahls der Gedanke, daß ſie die letzten Mittel zu ihrer Rettung nicht verabſäumen wollten. Sie beſchloſſen daher, noch ein Mahl Feuer anzumachen, verwendeten dazu ihr letztes Pulver, und waren ſchon ſo ſchwach, daß ſie kaum das nöthige Holz zur Unterhaltung des Feuers zu hauen vermochten. Ehe ſie einſchliefen, überlegten ſie, auf welche Art wahrſcheinlich ihr Ende beſtimmt werden würde, daß nähmlich vermuthlich ihre Glieder zuerſt erfrieren, und nachher das Herzblut erſterben werde.

Am Morgen des zehnten Tages ſetzten ſie apathiſch ihre Wanderung fort, und nahmen den nähmlichen Weg, den ſie ſechs Tage vorher genommen hatten. Am Abend kamen ſie zu dem Heuſchober, wo ſie ihren noch lebenden Hund antrafen, der jedoch nicht mehr auf ſeinen Füßen ſtehen konnte. Er lag dort ſchon als ein Gerippe.

Die Jäger beſchloſſen nun, um einige Nahrung zu genieſſen, die Rinde eines Ulmbaumes abzuſtreifen, und verzehrten die weichere innere Rinde. Kaum hatten ſie aber davon genoſſen, als ſie faſt wahnſinnig wurden, ſich dann im Heuhaufen niederlegten und in tiefer Verzweiflung den folgenden Morgen erwarteten.

Mit Tagesanbruch am eilften Morgen befanden ſie ſich etwas beſſer. Sie ſtanden aber nicht auf, ſondern legten ſich tiefer in's Heu, um die Stunde ihrer Auflöſung ruhig zu erwarten. Gleich nach dieſem Beſchluſſe hörten ſie das frohe Geläute einer Kuhglocke vom jenſeitigen Ufer her. Sogleich ſtanden ſie auf, und nahmen am jenſeitigen Ufer ein neuerbautes Balkenhaus wahr, ohne einen Bewohner desſelben zu entdecken. Erſt befiel ſie ein Unglaube, ob das auch wirklich ein Gebäude ſey, da ſie dort keinen Menſchen bemerkt hatten; aber das früher geſehene Boot und das Canot beſtärkten ſie wieder in ihren Hoffnungen, und beflügelten ihren Beſchluß, zu verſuchen, wo ſie durch den Fluß waten könnten. Schwachen Schrittes gingen ſie dann längs dem Fluſſe vorwärts, bis ſie eine Furth entdeckten, und am jenſeitigen Ufer einem weißen Mann und zwey Indianern begegneten, welche ſie nach dem Hauſe eines gewiſſen, ihnen bekannten Townſend brachten. Hier widerfuhr ihnen jede mögliche Erleichterung in ihrem traurigen Zuſtande; ſie dankten Gott für ihre durch einen ſehr zufälligen Umſtand von der Vorſehung herbey geführte Errettung.

Wenige Monathe vor dieſer Begebenheit hatte Townſend eine Salzquelle am Ufer des Fluſſes Sauble entdeckt, und gerade jetzt war er im Begriffe, in einer Entfernung von wenigſtens 20 Meilen von jeder menſchlichen Wohnung ſeine Salzbereitung anzufangen. Dieſes Gebäude hatten die Jäger erblickt, nachdem ſie das Geläute der Kuhglocke vernommen. Wäre das Haus unbewohnt geweſen, ſo würden ſie hier nahe am Huron-See, 100 Meilen von jeder menſchlichen Niederlaſſung, ihren Tod gefunden haben. Hätten ſie dagegen den Weg längs dem Moraſte fortgeſetzt, ſo würden ſie 30 Meilen nachher den See erreicht haben. Von Townſend's Niederlaſſung hatten ſie noch 50 Meilen nach ihrem Hauſe durch Wildniſſe zu reiſen, aber nicht ohne Hülfe eines Merkzeichens durch Einhauung der Rinde an den großen Baumſtämmen. Die Füße des unglücklichen Nowlan waren ſehr erfroren; da er aber bey Townſend nicht die nöthige Hülfe finden konnte, um ſeine Heilung zu bewirken, ſo eilte er und ſein Gefährte am folgenden Morgen früh nach ihrer Niederlaſſung zurück, mit demjenigen verſehen, was zu ihrer Nahrung unter Weges nöthig war, und am Abende des dreyzehnten Tages nach ihrer Abreiſe aus der Niederlaſſung Talbot erreichten ſie ihren Herd wieder.

12.

Vierfüßige wilde Thiere.

Canada hat noch jetzt viele Wölfe. Weil ihr Fell und ihr Fleiſch ganz werthlos iſt, ſo iſt man zu nachläſſig, dieſe Thiere in der Nähe der Niederlaſſungen auszurotten, ſo vielen Schaden ſie auch den Herden zufügen. Weil die Freyſtaaten für den Kopf jedes erlegten Wolfes 20 bis 30 Dollars vergüten, ſo ergibt ſich die Vertilgung der dortigen Wölfe ſehr leicht. In einigen Diſtricten Canada's bezahlt man für jeden Wolfskopf, den ein Weißer erlegt, 4 Dollars. Dieſes nutzt aber wenig, weil man die Prämie nicht den Indianern gibt, die natürlich jetzt an die ihnen werthloſen Wölfe, nach ihrer Denkungsart, keinen Schuß Pulver verwenden. Ein ausgewachſener Wolf gleicht einem Engliſchen Bullenbeißer; nur hat er eine ſtärkere Bruſt, und heult gerade ſo, wie ein Weſtindiſcher Bluthund.

Der Wolverine oder Carcajew, welchen man bisweilen den Biberfreſſer nennt, hat viele Ähnlichkeit in der Geſtalt mit einem Dachs, iſt ungefähr 2 Fuß 4 Zoll lang, hat einen dicken Leib, kurze dicke Lenden, große Pfoten, einen 8 Zoll langen ſehr haarigen Schwanz, einen grauen Kopf, ſchwarzen Rücken und rothbraunen Unterleib. Dieſes Raubthier lebt in Höhlen von kleinen Thieren, die es überwältigen kann.

Die Füchſe ſind hier ſehr zahlreich, und dem Hühnerhofe eben ſo gefährlich, als die Wölfe den Schafherden. Es gibt hier manche Abarten dieſes Thieres, welches man übrigens ſelten am Tage gewahr wird. Das Fell des grauen oder rothen Fuchſes gilt gemeiniglich 6 Sh. und das des ſchwarzen Fuchſes 20 Sh.

Der ſogenannte Catamount wird jetzt ſelten in Canada mehr wahrgenommen. Das Thier iſt etwas länger als ein Wolf, hat einen faſt 3 Fuß langen Schwanz, kurze Beine und einen dicken Leib. Man ſagt, daß er den Thieren, welche er packen kann, aus der Halsader das Blut ausſauge.

Die dortige wilde Katze, von ſchmutzig-grauer Farbe mit dunklen Flecken und Streifen, hat einen großen Kopf, ſtarke Füße, große Pfoten und drey Fuß Länge; doch greift dieſes ſonſt furchtbare Thier nur die Jäger an, welche ſolches verwundet und nicht getödtet haben.

Der Luchs oder Wolfhirſch iſt im angebauten Canada ſehr ſelten, jedoch deſto häufiger in den Wildniſſen, welche noch nicht angebaut ſind. Das Thier iſt größer als eine gemeine Katze, hat ein

langes weiches Haar, und unter dieſem einen dicken Pelz. Die Farbe iſt ſcheckiggrau.

Der Kincajew, welcher oft irrig auch Carcajew genannt wird, hat eine faſt ähnliche Geſtalt mit dem Luchſe, iſt aber hübſcher und gewandter, und hat einen Schwanz von faſt 3 Fuß Länge.

Das Wieſel gleicht im Sommer dem Engliſchen Wieſel. Im Winter iſt ſein Pelzwerk weiß, ſehr hübſch und dick.

Sehr ähnlich iſt dieſem Thiere das Hermelin (Mustela candida). Im Sommer hat dieſes Thier am Ende ſeines Schwanzes einen ſchwarzen Fleck, und die Spitzen der Ohren ſind hellgrau; aber im Winter iſt der Pelz ganz weiß.

In jeder Jahreszeit iſt hier der Marder ſchmutzig-weiß, überall zahlreich, und er nährt ſich vom Raube, beſonders der Eichhörner.

Die Otter in Canada hat einen dickern und feinern Pelz als in England.

Der dortige Iltis iſt 2 Fuß lang und verhältnißmäßig dick. Der lange Schwanz iſt haarig, und der Pelz ſchwarz mit wenigen weißen Flecken. Das Thier ſieht ſchlecht am Tage, und wird daher nur des Abends, wenn es ſein Futter ſucht, wahrgenommen. Man ißt in Canada das Fleiſch, und benutzt das Fett, um Wunden zu heilen. Der hieſige Iltis ſpritzt in der Entfernung von 15 bis 20 Engliſchen Ellen ſein ſtinkendes Waſſer auf denjenigen, der ihn angreift; auch ſetzt er dieſe Entladung ſo lange fort, als er davon noch Vorrath beſitzt.

Das hieſige Beutelthier (Didelphis marsupialis) iſt ungefähr 20 Zoll lang, und der Schwanz ſtatt der Haare mit Schuppen beſetzt. Auch ſeine Füße und Ohren ſind nackt, und er braucht ſeine Vorderpfoten gerade wie der Affe. Das Haar iſt lang und ſchwarz, und deſſen Farbe ein verſchieden ſchattirtes Grau. Das Weibchen nimmt in einem Beutel unten am Leibe ſeine Jungen auf, wenn dieſe in Gefahr ſind, und kann dieſen Theil ſeines Körpers nach Gefallen öffnen und ſchließen.

Das ſogenannte Grundſchwein iſt ein grasfreſſendes Thier, was Niemand Schaden thut, hat Ähnlichkeit mit einem Ferkel, Füße wie ein Bär und einen Kopf wie ein Schooßhund. Das Thier iſt zwar nur 18 Zoll lang, aber ſehr dick, lebt in Höhlen wie ein Kaninchen, und bleibt in ſeiner Grube den größten Theil des Winters. Das Fleiſch ſchmeckt nach ſeinem Alter bald wie Lamm-, bald wie Hammelfleiſch. Kein anderes Leder iſt ſo ſehr zum Peitſchengeflechte geeignet, als dieſes.

Der hieſige Haſe iſt klein und ſo wenig wohlſchmeckend, daß man ihn ſelten ſchießt, iſt aber im Winter vollkommen weiß.

Die Kaninchen ſind hier nicht einheimiſch, gedeihen hier aber, wenn man ſie einführt.

Der Racoon (Ursus lotor) gleicht dem Fuchſe an Geſtalt, hat einen grauen Kopf, Fuß und Leib, und einen langen haarigen Schwanz mit wechſelnden grauen und ſchwarzen Ringen, lebt übrigens von Nüſſen und von Mais, und hat in ſeiner Lebensweiſe viele Ähnlichkeit mit dem Eichhorne. Man ſchätzt hier das Fleiſch dieſes Thieres, und macht von ſeinen Haaren Hüte. Im Winter lebt es in hohlen Bäumen von den geſammelten Vorräthen, bis der Schnee verſchwunden iſt. Man kann das Thier zahm machen, und es zeigt dann die Luſtigkeit und die Bosheit eines Affen.

Das graue Kaninchen (sciurnus cinereus) findet ſich überall, aber nur ſparſam in Canada. Das Thier iſt faſt ſo groß als eine Katze, aber, wie alle Eichhörner, ſammelt es ſich in der Nähe der Getreidefelder Nahrungsvorrath für den Winter in einem hohlen Baume. Von ſechs Eichhörnern findet man immer fünf caſtrirte, welche Operation die ſchwarzen Eichhörner, ihre beſtändigen Feinde, verrichten.

Das ſchwarze Eichhorn iſt ein ſehr ſchönes Thier. Es iſt ungefähr 12 Zoll lang, und der vorzüglich ſchöne Schwanz hat faſt die nähmliche Länge. Die Schmecker in Canada ſchätzen ſehr das Fleiſch, und auch der Pelz hat einigen Werth; aber alle Eichhörner thun den Anſiedlern mehr Schaden, als ſelbſt die Wölfe, durch ihren Getreidefraß. In der Nähe der Wälder hat man die größte Mühe, das geſäete Getreide zur Höhe von 6 Zoll zu bringen, und ſelbſt bis zur Ernte dauert die Verheerung fort.

Das rothe Eichhorn iſt kleiner als das ſchwarze, aber faſt noch hübſcher. Alle Eichhörner ſind Wanderthiere; wenn ſie an ein Waſſer kommen, über welches ſie ſetzen wollen, ſo bauen dieſe Thiere ein für ihre Zahl hinlängliches Floß, ſchiffen ſich ein, und drehen ihre großen Schwänze nach der Seite, wo der Wind herkommt, auf welche Art ſie leicht über das Waſſer kommen.

Kleiner iſt das geſtreifte Eichhorn, welches im Winter in Höhlen unter der Erde zu leben pflegt. Im Sommer ſchwingt es ſich mit größter Leichtigkeit von einem Baume auf den andern, und lebt von Nüſſen, Früchten, Mais und anderm Getreide.

Das kleinſte unter den Eichhörnern iſt das ſogenannte fliegende. Durch eine Doppelhaut ſind die Vorder- und Hinterfüße mit einander und mit dem Leibe verbunden. In Folge dieſer breiten Haut ſpringt das Thier mit großer Leichtigkeit von einem Baume zum andern, und mit ſeinem breiten Schwanze leitet es wie ein Steuerruder ſeinen Lauf.

Unter allen Thieren ſcheint der Biber das verſtändigſte zu ſeyn. Es iſt der beſte Baumeiſter und hat ſeinen Geſellſchaftszuſtand auf's Vollkommenſte geordnet, indem jeder Biber in ſeinem kleinen Staat die gemeinſchaftliche Glückſeligkeit und nicht ſeine perſönliche Bequemlichkeit befördert. Der ausgewachſene Biber wiegt ſelten über 50 Pfund, und von der Schnautze bis zum Anfange des Schwanzes iſt er 2 Fuß 9 Zoll lang; der Leib hat kaum 27 Zoll im Umkreiſe. Der Biber verſteht durch ſeinen Bau das ſchnellfließendſte Waſſer aufzuhalten, und ſolchem nach Belieben ein neues Bette zu geben. Die Biber können die größten Bäume fällen, und ſind zugleich Arbeiter, Maurer, Wagenbauer und Baumeiſter. Ihr Schwanz iſt flach und oval, und wie bey den Fiſchen mit Schuppen bedeckt. Mit Hülfe des Schwanzes, als eines Steuerruders, wiſſen ſich die Biber in ſchnellen Flüſſen dennoch zu helfen. Die Zehen der Hinterfüße verbindet eine pergamentartige Haut, welche den Zehen der Vorderfüße fehlt. Der Vordertheil der Biber gleicht dem Baue der Thiere, welche auf dem Lande leben, und der Hintertheil den Waſſerthieren. Die Biber haben vier Zehen, welche ſie nach Bequemlichkeit als Axt, Säge und als eine Deichſel oder Krummeiſen gebrauchen können.

Wenn etwa die Menſchen im frühen Theile des Sommers den Bibern ihre Wohnung zerſtört haben, ſo machen ſie einen neuen Bau, und wo möglich an einem ſicherern Orte. Bey einem neuen Bau ſehen ſie jedes Mahl auf nahes Zimmerholz und Holz mit weichen Rinden, ſowohl um ſich davon zu ernähren, als um Dämme zu bauen. Gemeiniglich wählen ſie zum Fällen Stämme von 6 Fuß Umkreis, und nagen ſie in der Höhe von 18 Zoll von der Erde ab, jedoch ſo, daß der Baum nach dem Waſſer zu fällt. Zu gleicher Zeit fällen andere Biber kleinere Bäume, und eine dritte Diviſion macht Mörtel, und bringt ſolchen nach der Stelle des Waſſerdammes. Wenn der Mörtel oder Klai hinreichende Feſtigkeit erlangt hat, ſo legt ſich einer der ſtärkſten Biber auf den Rücken, und ſeine Gehülfen laden auf den Leib dieſes Bibers eine große Maſſe Mörtel; alsdann faſſen zwey Biber den Beladenen bey den Ohren, und ſchleppen ihn mit ſeiner Laſt bis an's Waſſer; ja ſie ziehen ihn in ſolches bis nahe an die Dammſtelle, wo ſie den Mörtel gebrauchen. Oft ſind ihre Dämme 150 bis 200 Fuß lang. Wenn dieß der Fall iſt, ſo fällen ſie einen Baum an jeder Seite des Fluſſes, dergeſtalt, daß beyde Spitzen in der Mitte des Waſſerſtromes liegen. Dann nagen ſie die Zweige ab, damit die Bäume dicht am Grunde liegen, nachher ſchneiden ſie das kleinere Bauholz in Stücken von ungefähr 6 Fuß Länge und 4 Zoll Dicke, ſpitzen aber dieſe Pfähle an einem Ende,

worauf ſie ſolche im Bette des Fluſſes nahe bey einander feſtſchlagen, und eben ſo, wie die Menſchen durch Rippen, mit einander verbinden. So ſteht gewiſſer Maßen das Skelett ihres Dammes!

Die nächſte Arbeit iſt nun, den Damm mit Klai dicht zu machen, und nachher den ganzen Bau in gleiche rechtwinkelige Gemächer zu vertheilen. Die Zwiſchenwände dieſer Gemächer reichen bis an die Fläche des Waſſers. Das Mauerwerk beſteht ganz aus Klai, und hat 2 Fuß Dicke. Über dieſe bauen ſie Bogen mit zirkelrunden Zimmern, welche aber nur von der Waſſerſeite her einen Eingang haben. Auch dieſe Zimmer haben Bogen, und ſind ſo zierlich und feſt gepflaſtert, daß ſie durch den ſtärkſten und längſten Regen nicht zerſtört werden können. Der Schwanz dieſer Thiere dient ihnen ſowohl zum Spaten als zur Maurerkelle, ſowohl bey der Miſchung des Mörtels als beym Anwurfe ihrer Wände. Ihre Arbeit iſt ſo zierlich als die eines Stuckatur-Arbeiters. Die unteren Zimmer dienen den Bibern nur als Zufluchtsort, wenn ſie geſtört werden, und zum Baden. Das zweyte Stockwerk enthält theils Wohnzimmer, theils Brutzimmer und theils Vorrathsgemächer. Die beyden erſten Gattungen ſind mit Blättern und Kräutern verſchiedener Art geſchmackvoll gefüttert. Die Magazine ſind Gemeingut der Geſellſchaft; aber jede Familie hat ihre eigenthümlichen Gemächer, zu welchen Fremde nur als Beſucher Zugang haben. Die Vorrathskammern ſind reichlich mit jungen Stämmen weicher Rinden verſehen, welche ſie als Nahrung genießen. Die Zahl eines ſolchen Biberſtaates enthält ſelten über 200 Biber, und nicht weniger als 30. Jede Familie beſteht aus 4 bis 6 Mitgliedern, zwiſchen denen und unter den Familien gegen einander ſtets vollkommene Ruhe herrſcht. Sie arbeiten niemahls für den Glanz und die Bequemlichkeit eines Einzigen, ſondern ſtets für das gemeinſchaftliche Intereſſe ihrer Staatsgeſellſchaft.

Die Jäger verfolgen die Biber ſowohl wegen des Werthes ihres Pelzwerkes, als auch wegen des Bibergeils, deſſen Werth auch die Indianer zu ſchätzen wiſſen.

Im Winter, wenn die Flüſſe und Seen gefroren ſind, pflegen dieſe Thiere in großer Menge erſchlagen zu werden. In beträchtlicher Entfernung von dem Biberdamme hauen unterwärts im Sturme die Jäger Löcher in's Eis. Dann brechen ſie in die oberen Gemächer ein, und treiben dadurch die Biber unter das Eis. Da ſie aber nicht lange des Athemhohlens außer dem Waſſer entbehren können, ſo flüchten ſie nach den Stellen, wo das Eis aufgehauen worden iſt. So wie ſie aber ihren Kopf über dem Waſſer zeigen, werden ſie von den Jägern, welche darauf lauern, mit Speeren erſtochen. Auf ſolche Art finden bisweilen hundert in einer Stunde ihren Tod, und

es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß vor dem Ablaufe des nächſten Jahrhundertes Amerika nur wenige Biber behalten wird. Wenn ſich ein Menſch im Sommer ihren Dämmen nähert, ſo geben ſich die Biber einander ein Warnungszeichen, indem ſie mit ſolcher Heftigkeit ihren Schwanz in's Waſſer ſchlagen, daß man dieſes Geräuſch in der Entfernung mehrerer Meilen hören kann.

Man hat behauptet, daß es möglich ſey, ſie zahm zu machen, und auf ſolche Art vielleicht für die Coloniſten ſehr nützlich arbeiten zu laſſen. Der jetzige Preis eines Biberfelles iſt in Canada 12½ Sh., folglich immer 1½ Dollars weniger werth als das Fell eines ausgewachſenen Otters.

Die Muskus-Ratte bauet eine ähnliche Art von Wohnung in ſtillen und flachen Waſſern und lebt von Pflanzen. Die Köpfe und Schwänze gleichen der gemeinen Ratte, aber das Haar des Pelzes iſt länger und ſchwärzer von Farbe. Sie haben den Nahmen Muskus-Ratten von ihren Eicheln, welche eine Subſtanz ſtarken Geruches enthält, und ſind wenigſtens vier Mahl ſo groß als die gemeine Ratte, welche man in Ober-Canada gar nicht kennt.

Canada hat verſchiedene Gattungen von Mäuſen, von denen die ſchwarze faſt ſo groß iſt als die gemeine Ratte. Die ſogenannte Schrotmaus iſt das kleinſte vierfüßige Thier, und lebt von Inſecten.

Das hieſige Stachelſchwein iſt ungefähr 18 Zoll lang und verhältnißmäßig dick. Es gleicht aber den Europäiſchen Stachelſchweinen nur bloß in Hinſicht der Stacheln. Dieſe ſind nur 4 Zoll lang, aber ungefähr ſo dick als ein Weitzenhalm, und ſo hart und mit Widerhaken verſehen, daß die Hunde ſchlimm wegkommen, welche ſie packen wollen. Sind die Stacheln einmahl in die Haut eingedrungen, ſo kann man ſich von ſolchen nicht wieder losmachen, aber das verwundende Thier verſteht durch eine zweyte Wunde den Stachel zurückzuziehen. Selten überwindet ein Hund das Stachelſchwein, und wenn es ihm gelingt, ſo kommt er doch nie ohne Wunden davon. Die Canadier, welche jedes Thier vom Froſche bis zum Büffel zu eſſen pflegen, es mag ſich vom Fleiſche, Graſe oder als Amphibium nähren, halten das Fleiſch des Stachelſchweines für einen Leckerbiſſen. Dieſes Thier nährt ſich übrigens eben ſo wie das Grundſchwein (Wood-chuck), deſſen Fleiſch weit beſſer ſchmeckt als Canadiſches Hammelfleiſch.

Der See Ontario hat Seehunde, aber freylich nur ſelten, und vom Seepferde und der Seekuh ſagt man, daß beyde im Niederſtrome und in der Bay des Lorenz-Fluſſes exiſtiren.

13.

Vögel, die in Canada einheimiſch ſind, oder ſich daſelbſt im Sommer aufhalten.

So reich im Sommer Canada's Wälder an vielen Vögeln ſind, um ſo ärmer iſt Canada im Winter an ſolchen; doch pflegen der Faſan, die blaue Äſter, der Schneevogel und der Waldſpecht auch im Winter in Canada zu verweilen; aber es iſt merkwürdig, daß Canada im Sommer von keinen Singvögeln beſucht wird. Einſt hörte ich, daß ein Engländer voller Vorurtheile wider Canada behauptete, daß Gott an dieſem Lande keinen Gefallen habe, weil dort die Vögel nicht ſängen, die Blumen keinen Geruch, die Männer kein menſchliches Herz und die Weiber keine Tugend hätten.

Sehr zahlreich iſt das Geſchlecht der Waſſervögel. Man ſieht auf den Seen viele Schwäne und Canadiſche Gänſe. Ober-Canada hat übrigens wenigſtens 15 Arten von Änten. Manche haben einen ſolchen Fiſchgeſchmack, daß ſie ungenießbar ſind. Am wohlſchmeckendſten iſt die ſogenannte graue Änte, und die Waldänte niſtet in den höchſten Gipfeln der Bäume.

In Ober-Canada ſieht man ſelten, aber doch bisweilen Kraniche und rothe Spechte (redshank). In Nieder-Canada ſieht man aber außer dieſen bisweilen Reiher und Rohrdommeln.

Waldhühner, welche nicht viel größer ſind als eine Schnepfe.

Der dortige wilde Wälſche Hahn iſt ein ſchöner Vogel. Oft wiegt er 40 bis 50 Pfund. Man ſoll ſie oft in großen Schwärmen ſehen, doch habe ich ſelbſt niemahls mehr als 8 oder 10 bey einander geſehen. Im Winter kommen ſie bisweilen, wenn es ihnen an Futter mangelt, in die Hühnerhöfe der Coloniſten, und helfen deren Futter verzehren.

Der hieſige Faſan oder das Repphuhn hat mit beyden Thieren in England keine Ähnlichkeit. Das Fleiſch iſt weich und zart wie junges Hühnerfleiſch und ſtets von gutem Geſchmack. Die Farbe der Federn hat Ähnlichkeit mit den Repphühnern. Den langen Schweif und das Radſchlagen mit dem Schweife, hat es mit unſern Pfauen gemeinſchaftlich. Selten ſieht man dieſen Vogel auf den Kornfeldern: denn er verweilt am liebſten in den Wildniſſen, lebt im Winter von den Knoſpen der Bäume, und im Sommer von Früchten und Nüſſen. Wenn er auffliegt, ſo nimmt er ſeine erſte Zuflucht zu einem Baume, und bleibt dort eine gute Weile, wenn er nicht niedergeſchoſſen wird. In den Monathen Aprill, September und October trommelt der Hahn zwey Drittel des Tages auf einem Stücke

verfaulenden Holzes, indem er ſeine Flügel dicht an ſeinen Körper ſchlägt, welches ein Geräuſch wie von einem fernen Donner verbreitet, woraus ich aber ſchließen möchte, daß der Vogel zum Faſanengeſchlechte gehört.

In alten Niederlaſſungen trifft man Wachteln, welche denen in Europa völlig gleichen.

Im Frühjahre kommen aus dem Süden große Züge von Tauben. Sie bleiben den Sommer hier, und werden in großen Brachtvogelnetzen häufig gefangen. Manche Colonie erlegt derſelben 500 in einem Frühjahre, und oft tödtet ein einzelner Schuß 30 bis 35. Die Canadier ſalzen die Brüſte dieſer Vögel ein, und verzehren das Übrige friſch. Nach Wilſon's Ornithologie, welcher ich Glauben beymeſſe, verſichert er, zwiſchen Frankfurt und dem Gebiethe der Indianer einen Zug bemerkt zu haben, der wenigſtens eine Meile breit war. Der Flug dauerte vier Stunden, und rechnet man, daß ſolcher in einer Minute eine Meile zurücklegte, ſo nahm er eine Länge von 240 Meilen ein; und gibt man ferner jeder Engliſchen Quadratelle drey Tauben, ſo hätte dieſe einzige Wanderungsſchaar 2,230,272,000 Tauben befaßt.

Man hat hier zahlreiche Turteltauben von ſchönem Geſieder, zartem Körper und unſchuldigen Blicken.

Canada hat fünf verſchiedene Arten von Waldſpechten, von denen zwey beſonders durch ſchöne Geſtalt und Farbe gefallen. Der größte Specht (Picus erythrocephalus), welchen die Canadier den Waldhahn nennen, hat einen rothen Büſchel und eine Maſſe Federn von der nähmlichen Farbe, welche ſich horizontal über den Nacken erſtrecken. Sein Rücken und ſeine Flügel haben ein ſchönes Gemiſch von Schwarz und Weiß, ſein Schwanz iſt dunkelgrün. Mit ſeinem harten ſcharfen Schnabel ſucht er ſich auf den Bäumen Inſecten, von denen er lebt. Ihre Zungen ſind faſt drey Mahl ſo lang als ihre Schnäbel, ſehr ſpitz und an jeder Seite gezähnt; ſie bohren beſonders todte Bäume an, und machen damit ein Geräuſch, als wenn ein Hammer auf den Kopf eines Nagels geſchlagen wird.

Die Spott-Droſſel iſt beynahe ſo groß als ein gemeiner Krammetsvogel. Ihre Stimme gleicht dem Katzengeſchrey; aber Büffon behauptet, daß dieſer Vogel die Stimme jedes andern Vogels nachahmen könne, und dort die Pflanzer erfreue. Dieſe Sage iſt aber grundfalſch. Er gibt zwar ein Paar Töne wie eine Droſſel, ſchließt aber ſtets mit einem unharmoniſchen Zwitſchern. Indeſſen iſt das Geſieder der Canadiſchen Droſſel ſchöner als das Geſieder der Irländiſchen. Zwar behaupten die Canadier: er ſinge Frühmorgens in

den Monathen des Lenzes; aber ich habe niemahls, ſo früh ich auch aufſtehe, ſeinen Geſang gehört.

Das Amerikaniſche Rothkehlchen iſt dem Engliſchen gleich. — Die blaue Älſter iſt hier größer als eine Droſſel. So ſchön ihr Gefieder iſt, ſo widerlich iſt ihr Gekrächze.

Einen garſtigen Kopf hat hier der ſogenannte Eisvogel, und er iſt etwas größer als eine Schnepfe; die Farbe iſt aber blau.

Die vielen Zugvögel, welche im Frühjahre hierher kommen, und im Herbſte abziehen, vernichten einen großen Theil der Getreide-Ernten; da ſie vielen Lärm machen und ſich volksweiſe bey einander aufhalten, ſo ſcheinen ſie mir zum Geſchlechte der Stahre zu gehören.

Der ſogenannte Blauvogel iſt etwas größer als ein Sperling. Der Rücken und die Flügel ſind dunkelblau, dagegen aber Bruſt und Kopf hellblau mit Schattirungen von Scharlach und Grün.

Die Lerche ſingt hier niemahls und fliegt ſchwer. Der hieſige Königsvogel gleicht dem Brittiſchen Rothflügel. Der Dompfaffe iſt erſt ſeit dem letzten Kriege eingewandert, und ſein Gefieder noch ſchöner als in Europa. Man nennt ihn hier den Kriegsvogel; er ſingt hier aber nicht, und eben ſo wenig das zahlreiche Geſchlecht der hieſigen Canarien-Vögel.

Die verſchiedenen Arten des Colibri, von der Größe eines Zaunkönigs bis zur Größe einer Biene, beſuchen Canada im Sommer als Zugvögel. Die kleinſten Gattungen ſind gerade die ſchönſten. Die Colibri's halten ſich gern in den Gärten der Coloniſten auf. Wenn der Vogel fliegt, ſo gleicht ſein Geräuſch demjenigen eines Spinnrades. Unter allen Vögeln iſt gerade dieſer kleine der zornigſte. Wenn er gereitzt wird, greift er ſelbſt einen Raben an, und durchbohrt ihn mit ſeinem ſpitzigen Schnabel und der Schnelligkeit des Blitzes ſo tödlich, daß der Rabe todt zur Erde niederfällt. In den weniger moraſtigen weſtlichen Provinzen Ober-Canada's ſieht man Krähen, Sperlinge und Zaunkönige ſelten, aber im übrigen Canada etwas häufiger.

Die wilden Raubvögel ſind in beyden Canada's gemein. Der größte hier einheimiſche Raubvogel iſt der Falco leucocephalus, bey uns Weißkopf genannt, der zwiſchen beyden Flügelſpitzen ſieben Fuß mißt.

14.
Hieſige Inſecten.

So häufig hier auch, wie im übrigen Amerika, die Schlangen ſind, ſo ſelten thun ſie den Coloniſten Schaden; aber weit läſtiger ſind in Canada die fliegenden Inſecten jeder Art. Schönere Schmetterlinge als in Canada kann man nirgends antreffen. — Man hat hier alle Gattungen Heuſchrecken, ſelbſt von der Größe einer Feldmaus. Gegen Ende des July erſcheinen ſie und richten große Verheerung an; aber ihre Verheerungen ſind in Ober-Canada doch geringer als in Nieder-Canada.

Die hieſige große Pferdefliege findet man überall zur Qual der vierfüßigen Thiere. Wegen ihrer Stiche magern auf den fetteſten Weiden der Erde die Thiere ſichtbar ab. Für Menſchen ſind aber die größte Plage die Mosquitos. Doch verfolgen ſie Kinder noch mehr als Erwachſene. Der Stich der ſchwarzen Fliege bringt eine Geſchwulſt hervor, die der Verwundung durch Neſſeln gleicht.

Die Shadefliege erſcheint im Anfange des Juny, verſchwindet aber wieder in vierzehn Tagen. Sie erſcheint, wenn der Shadefiſch (Clupea alosa) im Lorenz-Fluſſe erſcheint; aber in Ober-Canada ſieht man dieſes Inſect ſelten.

Die ſogenannte ſchwarze Schneefliege ſieht man, ehe es aufthaut, auf dem Schnee ſehr häufig.

In dunkeln Sommernächten ſieht man überall die ſogenannte Feuerfliege, welche alsdann den Horizont erleuchtet. Keineswegs fehlen in dieſem Inſectenlande die Käfer und die Qual der Hausfliegen.

In allen alten Niederlaſſungen trifft man Bienen in großer Menge an, ſo daß in dieſen der Honig ſehr wohlfeil iſt. Die Indianer nennen ſolche, weil ſie aus Europa kamen, Engliſche Fliegen. Mancher Landmann hat 20 bis 30 Körbe, und in hohlen Bäumen trifft man bisweilen 70 bis 150 Pfund Honig. Auf folgende Art ſucht man dieſen wilden Honig auf. Man fängt Bienen auf den Blumen in der Nähe der Wälder, und ſperrt ſie in eine kleine Schachtel, welche unten eine Honigwabe und im Deckel ein Glas hat, wodurch man beobachtet, ob die Bienen eine hinlängliche Ladung Honig geſammelt haben. Alsdann läßt man zwey oder drey derſelben aus der Schachtel fliegen. Der Bienenjäger nimmt ſeinen Weg in gleicher Richtung mit den ausgeflogenen Bienen. Wenn er aber ſolche aus den Augen verloren hat, ſo läßt er abermahls ein Paar gefangene frey und folgt ihrer Richtung.

Dieſes ſetzt er ſo lange fort, bis er bemerkt, daß die freygelaſſenen Bienen eine andere Richtung nehmen. Sobald er dieſen Umſtand wahrnimmt, iſt er gewiß, daß er den hohlen Baum, der Honig enthält, vorbeygegangen iſt; denn man hat bemerkt, daß jede freygelaſſene mit Honig beladene Biene anfangs im Zirkel herumfliegt, um ihren Richtweg wieder ausfindig zu machen, dann aber in gerader Richtung nach ihrem Bienenſchwarm fliegt. Wenn alſo der Jäger Geduld, Verſtand und Ausdauer hat, ſo verfehlt er ſeinen Zweck niemahls. Wenn er gezwungen iſt, weil er den hohlen Baum mit den Bienen vorbeypaſſierte, rückwärts zu gehen, ſo pflegt er den Baum, welchen die Bienen bewohnen, folgender Geſtalt ſicher auszukundſchaften, ſobald er gewiß iſt, daß er ſich in der Nähe desſelben befindet. Er erhitzt nähmlich einen Ziegelſtein und legt darauf ein Stück Honigwabe, deſſen Geruch beym Schmelzen ſich ſo weit verbreitet, daß die nahen Bienen in Menge aus ihren Zellen kommen, um Honig zu ſaugen, wodurch ihr Aufenthalt entdeckt wird. Dann wird der Baum gefället, und gemeiniglich belohnt der Fund den Jäger für die angewendete Mühe.

Auch in Canada nimmt man bisweilen die Rachſucht dieſer kleinen Thiere wahr. Im Sommer 1820 verlor der Prediger Ralph Leeming zu Ankaſter ein ſchönes Pferd, welches in der Nähe von ungefähr 20 Bienenſtöcken weidete. Der Zufall veranlaßte, daß das Pferd in den Bienenhagen ſpazierte und einen der Körbe umſtieß; nun fielen die rachſüchtigen Bienen dieſes Stockes über das Pferd her. In der Angſt, um ſich von dem Schwarme zu befreyen, ſtieß das unglückliche Thier noch einen Korb um, und vermehrte dadurch die Maſſe ſeiner Feinde dergeſtalt, daß in fünf Minuten das Pferd todt niederſtürzte.

Auch trifft man hier ſehr viele Weſpen. — Fliegen trifft man hier nicht mehr als anderswo, und in reinlichen Wirthſchaften ſelten in Menge; aber eine deſto allgemeinere Plage ſind die Wanzen.

15.

Amphibien und Fiſche in Canada.

Hört man in Canada's Wäldern wenige Singvögel, ſo vernimmt man deſto mehr das Quaken der Fröſche und das Geheule der wilden Thiere aller Art. Es gibt hier Fröſche, welche bis fünf Pfund ſchwer ſind, und eben ſo viele Kröten; und ausgewachſene Schildkröten, welche zwey Fuß im Durchmeſſer haben. Ihr Fleiſch ſoll

eben ſo wohlſchmeckend ſeyn, als dasjenige der Weſtindiſchen Schildkröten. In der Naturgeſchichte bleibt es merkwürdig, daß dieſe Thiere 10 Tage, nachdem man ihnen den Kopf abgeſchnitten, eine ſichtbare Lebenskraft behaupten. Mir ſchien dieß anfangs unwahrſcheinlich, aber ich habe es ſpäter mit eigenen Augen bemerkt. Die Schildkröte legt ungefähr 50 runde Eyer, und jedes Ey hat ungefähr die Größe eines großen Holzapfels. Die Canadier ziehen dieſe Eyer den Hühnereyern vor. Eine große Schildkröte hat eine ſolche Stärke, daß ſie ſich noch bewegen kann, wenn auch ein Menſch auf ihr ſteht; ja man ſagt, daß ſie im Stande ſeyn ſoll, zwey Menſchen zu tragen.

In den bewohnten Theilen Nieder-Canada's trifft man jetzt nur noch wenige Schlangen an, aber deſto häufiger von allen Gattungen in dem unbewohnteren Nieder-Canada.

Die dortige Klapperſchlange iſt freylich nicht die größte, und gemeiniglich nur $3\frac{1}{2}$ bis 5 Fuß lang, und ſo dick als die Lende eines Menſchen. Dieſe Schlange iſt ein ſchönes Thier und hat die glänzendſten Augen. Die Klapper beſteht aus verſchiedenen hornigen Auswüchſen am Ende des Schwanzes. Wenn die Schlange drey Jahr alt iſt, ſo hat ſie die erſte Klapper, und erhält jährlich eine Klapper mehr. Ich habe deren manche getödtet, und weiß aus Erfahrung, daß ſie ſolche ſelten rütteln, wenn man ſie angreift. Ihr Biß iſt auf der Stelle tödlich; aber ſie ſcheinen Menſchen nur vertheidigungsweiſe anzugreifen. Ehe ſie ihren Biß anbringen, funkelt ihr Auge voll Feuer, der Körper bläht ſich auf, und der Kopf, ſo wie der Nacken, flächen ſich, ſchwellen und dehnen ſich wechſelsweiſe aus. Bald ziehen ſich die Lippen zuſammen, bald dehnen ſie ſich aus, und zeigen dann die ſchrecklich gefurchte Zunge und die ſo tödlichen Giftzähne; aber ſelten gelangt dieſes Thier zum Biß; denn ehe es den gefährlichen Sprung thut, kann es leicht entwaffnet werden; denn ſchon der Schlag einer Schwingruthe reicht dazu hin, ſeine Springkraft zu lähmen; aber deſto ſchwerer hält es, das Thier völlig zu tödten. Ehe es zum Beißen gelangt, iſt es gewohnt, ſich in einen Zirkel zu legen. Der gewöhnliche Gang der Klapperſchlange gleicht vollkommen den Windungen des Aals auf einem glatten Boden. Gewöhnlich tödtet man dieſe Thiere im Frühjahre, weil ſie ſehr ſchwach ſind, wenn ſie aus den Winter-Quartieren kommen, und ſich gern vor dem Eingange ihrer Höhlen im Sonnenſcheine ſtärken. Die Jäger ſpringen mitten unter den Schlangenhaufen in ihren langen Stiefeln, welche bis über die Knie reichen, und tödten gewöhnlich einige Hunderte, ehe ſie ihre Höhlen wieder haben erreichen können. Die Ausdünſtung der getödteten Schlangen iſt aber ſo gif-

tig, daß diejenigen, welche ſie erlegen, ſich eiligſt davon machen müſſen, um nicht krank zu werden.

Ein Brittiſcher Coloniſt zu Dundas, im Gore-Diſtrict, wurde auf folgende ſonderbare Art von einer Schlange gebiſſen. Er nahm ihren Schwanz in einer Felſenſpalte wahr, und beging die große Unvorſichtigkeit, die Schlange beym Schwanze herausziehen, und dann am Felſen todtſchlagen zu wollen. Unglücklicher Weiſe hatte ſich die Schlange aufgerollt, und biß ihn daher in die Hand. Der Verwundete ſchnitt ſogleich das verwundete Fleiſch mit einem Federmeſſer aus; dennoch aber fing Hand und Arm ſchnell zu ſchwellen an, und erhielt die Farbe der Schlange. Er wurde ſogleich nach Hauſe gebracht, trank den Decoct von Schlangenwurzel und weißer Äſchenrinde, welche in Milch gekocht waren. Acht bis zehn Tage litt er ſchreckliche Schmerzen; allein nach dieſer Zeit nahmen die Schmerzen allmählich ab, und ſeine Haut gewann die natürliche Farbe wieder; doch mußte er ſich ſechs Monathe im Bette halten, und war erſt nach einem Jahre wieder im Stande, den gewohnten Geſchäften nachzugehen. Die Indianer verſichern, daß das Fleiſch der Klapperſchlange beſſer als dasjenige des Aals ſchmecke. Auch die Schweine pflegen ſolches zu freſſen, ohne darnach krank zu werden. Alle übrigen vierfüßigen Thiere vermeiden ſorgfältig den Platz, wo eine Schlange gelegen hat.

Der ſogenannte Pilot iſt eine kleinere Gattung von Klapperſchlangen, und hat ſeinen Nahmen erlangt, weil man gemeiniglich dieſe Schlange zuerſt ſieht, und bald nachher die eigentliche Klapperſchlange. Der Pilot iſt nur ungefähr 1½ Fuß lang.

Die hieſige ſchwarze Schlange beißt auch; aber ihr Biß iſt ſelten tödlich. Sie iſt 5 bis 6 Fuß lang, mit ſchwarzen Seiten und Rücken, aber glatt und glänzend, und der Bauch ſilbergrau. Dieſe Schlange verfolgt die Klapperſchlange. Es iſt die Manier dieſer Schlange, ſich um die Klapperſchlange zu winden, und ſie dann mit dem Schwanze todtzuſchlagen. Die Faſcination der Augen iſt bey dieſer Schlange bemerkbarer, als bey der Klapperſchlange. Auch an Kindern und an den Lenden der Männer übt ſie gern ihre gefährliche Umſchlingung, und läßt den gefaßten Gegenſtand nie wieder los, ſo daß man genöthiget iſt, ſie in Stücke zu zerſchneiden, um die Umſchlungenen von dieſem Thiere frey zu machen.

Die Waſſerſchlange hat viele Ähnlichkeit mit der Klapperſchlange, wird aber ſelten über 3½ Fuß lang. Wegen ihrer Menge iſt ihr Biß gefährlicher, als derjenige der Klapperſchlange.

Noch hat Ober-Canada eine große Menge kleiner grüner Schlangen. Ich beſitze ein Feld von 40 Ackern, und bin überzeugt, daß

ſich darin 3000 dieſer Thiere finden. — In Nieder-Canada findet man in allen Flüſſen und Seen bis zum Niagara-Fall Lachſe und Aale; aber jenſeits dieſes Falles findet man dieſe Thiere nicht mehr. Schon im See Ontario iſt der Lachs, weil der See ſo weit vom Meere entfernt iſt, von ſchlechterem Geſchmacke. Deſto reicher ſind alle höher gelegenen Seen an allen Fiſcharten. Man trifft dort Störe von 7 Fuß Länge und 150 Pfund Schwere. Im Frühjahre ſteigen alle dieſe Fiſche zu den Quellen der Flüſſe und Bäche hinauf, um ihren Laich im flachen und ruhigen Waſſer nieder zu legen. Nach drey Wochen kehren ſie zurück, und in den Nebenflüſſen bleiben nur bloß die Forellen, welche ein kaltes und hartes Waſſer dem weichen Waſſer der großen Ströme und Seen vorziehen.

Man tödtet den Stör mit einem Speer oder einer Harpune, wenn er langſam ſtromaufwärts ſchwimmt. Wenn er verwundet worden iſt, ſo dreht er ſich haſtig mehrere Mahl herum, und verſucht gegen den Strom zu ſchwimmen, bis der Blutverluſt ihn gänzlich erſchöpft hat, und man zieht dann den todten Fiſch ohne Mühe an's Ufer. Im Frühlinge des Jahres 1821 fiſchte der Major Shofield mit ſeinem Sohne, einem Jünglinge von 22 Jahren, in der Canadiſchen Themſe. Der junge Mann durchbohrte einen ungewöhnlich großen Stör mit ſeinem Speere, und da er dieſe Waffe nicht fahren ließ, wurde er vom Stör in's Waſſer geriſſen, und hielt ſich an ſolchem ſchwimmend. Als ihm dieß aber zu mühſam ward, ſchwang er ſich auf den Fiſch, wie ein anderer Ariſtus, verwandelte ſeinen Speer in einen Zaum, und ſchwamm auf dem Fiſche eine Meile auf dem Strome hinab, bis in Folge des Blutverluſtes der Stör ſtarb.

Der Muskinunge iſt ein beliebter 3 bis 4 Fuß langer Fiſch, welcher in ſeiner Geſtalt und im Geſchmacke mit dem Hechte viele Ähnlichkeit hat.

Verwandt iſt mit ſolchem der ſogenannte Shadfiſch im Lorenz-Fluſſe, den man in Canada nicht ſehr hoch achtet, aber in Neu-York deſto höher ſchätzt. Der Ontario-See hat eine Menge Häringe, welche zwar ſchlechter ſind als die Meer-Häringe, jedoch von den Canadiern gern gegeſſen werden. Die Forellen ſind hier zwar ſchönfarbiger, aber kleiner und ſeltener als in England. Den ſogenannten Weißfiſch (vermuthlich der Deutſche Sandart) trifft man weſtlich am Ende des Erie-Sees. Er hat viele Ähnlichkeit mit der Makrele, und wird hier vor allen Fiſchen geſchätzt. Man trifft ihn ebenfalls in der Mündung des Niagara-Fluſſes, und auch an ein oder zwey Plätzen des nordweſtlichen Ufers des Ontario.

In manchen Seen und im Lorenz-Fluſſe trifft man den Schwertfiſch; aber keinen Aal jenſeits des Niagara-Fluſſes.

Man tödtet in Canada die Fiſche entweder mit Speeren, oder fängt ſie mit Netzen. Mit Angeln fängt man aber hier niemahls Fiſche, weil nur ein Indianer ſich in der Nähe der Flüſſe und Seen eine Stunde aufhalten kann, da gerade am Waſſer die Mosquitos am ärgſten hauſen. Alle anderen in Europa bekannten Fiſche ſüßen Waſſers trifft man hier ebenfalls.

16.

Wald- und Gartenbäume in Canada.

Alle ſonſt in Amerika verbreiteten Bäume trifft man auch in Canada an. — Einer der wichtigſten Bäume iſt der Canadiſche Zucker-Ahorn. Ich habe geſehen, daß ein Coloniſt mit ſeiner Frau ſich von dieſem Baume 700 Pfund Zucker jährlich verſchaffte, welcher nicht ſchlechter war als der Weſtindiſche. Dieſe Quantität wurde in 15 bis 16 Tagen gewonnen. Der gewöhnliche Preis in den hintern Niederlaſſungen iſt für das Pfund 2 Ggr. 8 Pf. Ich kenne ſogar Familien, die im London-Diſtricte 2000 Pfund Zucker machten. Man bauet eine Hütte im Anfange des Aprills, wo ſich die meiſten blühenden Zucker-Ahorne finden. Im Regenwetter fließt der koſtbare Saft ſparſamer. In trockenen Tagen kann aber eine Pflanzer-Familie jene Quantität in 8 bis 9 Tagen gewinnen. Am leichteſten iſt die Arbeit, wenn die Nächte kalt und die Tage warm ſind; in dieſer Zeit muß aber der Saft ſchnell durch Kochen verdickt werden, weil er ſonſt zur Weingährung übergeht, und dann nicht mehr zur Raffinirung des Zuckers taugt.

An Geräthe braucht man dazu einen metallenen Keſſel von etwa 30 Gallonen Inhalt, und einen kleinen Kochtopf, womit man 500 Pfund Zucker einkochen kann. Der Keſſel koſtet zwey Pf. St. zehn Sh. Außerdem bedarf man dazu 150 Tröge, acht Behälter und vier Handeimer. Jene Tröge koſten kaum 25 Sh. Die Behälter, welche Orhofte ſind, denen der eine Boden fehlt, das Stück vier Sh., und jeder Eimer zwey Sh. ſechs D. Die Tröge kann der Coloniſt ſich nöthigen Falls ſelbſt verfertigen. Ein geſchickter Arbeiter macht hier 30 bis 35 Tröge an einem Tage bloß durch Aushauen mit der Axt. Solche können daher, wenn ſie im Schatten niedergelegt werden, viele Jahre halten. Man zapft dann das Waſſer der Bäume ab, bald, indem man den Ahorn anbohrt, bald, indem man mit der Axt ein Loch in den Baum macht. Letzteres ſchadet aber mehr dem Wachsthume der Bäume als erſteres. Eine kleine

ungefähr 9 Zoll lange Rinne leitet den Saft in den Trog, und wenn der letztere beynahe voll iſt, wird er in Eimern nach den Behältern getragen, wo aller Unrath zu Boden ſinkt, und der reine Saft bloß durch die Abdünſtung in Syrup verwandelt wird. Dieſer gekochte Syrup wird dann in andern Behältniſſen abgekühlt, und durch ein wollenes Tuch in einen kleinern Keſſel geſchüttet, mit Eyern, Milch und Rindsblut gereiniget und bis zur Zähe des Zuckers eingekocht. Dann thut man den Saft in Formen, wo er die Geſtalt des Zucker-kandis annimmt. Soll aber der Zucker ganz rein werden, ſo wird er in die Form eines Zuckerhutes geſchüttet, aus welcher Form der Syrup durch die Löcher des Fußes der Formen durchſickert. Doch muß man die Tröge ſehr rein halten, damit nicht der Zucker von friſchem oder unreinem Holze einen Beygeſchmack gewinnt. Jede Wunde des Baumes liefert ungefähr 20 Gallonen Saft, aber man macht dem einzelnen Baume nicht über vier Wunden. Fünf Gallonen Saft geben wenigſtens ein Pfund Zucker. Man kennt ſogar Zucker-Ahorne, welche jeder 14 Pfund reinen Zucker liefern. Zu Mobilien iſt dieſer Baum ſeines ſchönen Holzes halber faſt noch geeigneter als das Mahagoniholz. Auch liefert er das beſte Brennholz. Der Saft des rothen Ahorns iſt zu ſäuerlich, um Zucker zu liefern.

Die Weißbuche (Fagus ferruginea) dient bloß zur Feuerung; aber die rothe Buche gibt ein treffliches Bau- und Befriedigungsholz. Die ſogenannte Blaubuche iſt ein bloßer Buſch.

Die weiße Eiche iſt zwar ſchlechter als in England, wird aber doch häufig zu Bauten benutzt. Dieſe Gattung hat zwey Unterarten, die eine nennt man ſcheckig, die andere glatt. Die ſogenannten ſchwarzen, gelben und rothen Eichen werden nicht geachtet.

Die ſchwarze und weiße Äſche braucht man zum Täfeln der Zimmer, zu hölzernen Nägeln und Eggen.

Eine ſehr große Höhe erlangen hier die rothe und weiße Ulme. Die erſtere iſt gewöhnlich hohl, und daher werthlos; die andere iſt dagegen ein gutes Nutz- und Mobilienholz. Die ſogenannte Waſſer-Ulme enthält, wenn man ſie mit der Axt berührt, einen ſtinkenden Saft von Bernſtein-Farbe. Als Bauholz taugt dieſer Baum nicht.

Der Baum des ſogenannten Eiſenholzes iſt außerordentlich hart, wird aber nur 40 bis 50 Fuß hoch, und hat nur 1 Fuß Diameter.

Die gemeine Birke (Betula alba) wird oft 120 Fuß hoch bey einem Umkreiſe von 16 Fuß. Die Indianer machen aus der Rinde ſchöne Canots.

Das ſogenannte Baſtholz (Basswood) wird in Ober-Canada wenig geachtet, weil es ſchlecht brennt, aber in Montreal iſt es fünf Mahl theurer als das beſte Tannenholz. Man benutzt es zu

Schlitten, Wagen und Mobilien, und ſchätzt es mehr als Mahagoniholz weil es leichter, dichter und feiner geädert iſt; auch ſpaltet es ſich nicht wie anderes Holz.

Der ſchwarze und der weiße Wallnußbaum liefern größere und ſchönere Früchte als in Europa, gedeihen auch nur auf dem fruchtbarſten Boden. Der weiße Wallnußbaum heißt in Canada Butternußbaum. Benutzt man den innern Baſt des von unten hinauf geriſſenen Baumes in den Apotheken, ſo veranlaßt er Erbrechen. Reißt man aber die Rinde von den Zweigen nach der Wurzel hinab, ſo wirkt der Baſt als eine Purganz. So wunderbar beydes ſcheint, ſo wahr iſt doch dieſe Bemerkung. Auch benutzt man dieſen Baum zum Färben.

Die ſüße Kaſtanie und Hiccori liefern beyde treffliche Nüſſe. Unter allen Nüſſen Amerika's hat die Hiccori-Nuß den angenehmſten Geſchmack. Eine einzige Nuß liefert 10 Tropfen ſchönen Öhles.

Das ſogenannte Knopfholz gehört zum Geſchlechte der Sycomoren, erlangt eine erſtaunliche Größe und gedeihet an Brüchen und Flüſſen. Es liefert ſchöne Mobilien, und ſeine feinen Adern haben beſondere Ähnlichkeit mit lachsfarbigem Seiden-Sammet.

Weißholz wächſt beſonders auf feuchtem Grunde, gibt ſchöne Breter zum Fußboden der Zimmer, iſt aber weniger dauerhaft als das Holz der Harzbäume.

Nur die Indianer benutzen den Baum des Balſames von Gilead, und die weiße Pappel zu Bechern, Tiſchen, Leitern und dergleichen Hausrath.

Die rothe und weiße Fichte (Pinus scholeus) erreichen häufig die erſtaunende Höhe von 250 Fuß, ſelten aber mehr als 18 Fuß Umkreis. Sie ragen über jeden andern Baum im Walde hervor, erlangen aber dieſe ungemeine Höhe und dieſes prachtvolle Anſehen nur im weſtlichen Diſtricte Ober-Canada's. Alle ſolche weißen Fichten hat ſich die Krone für die Marine vorbehalten, weßwegen dieſelben der Privat-Mann nicht niederſchlagen darf.

Die Kiefertanne findet man hauptſächlich in Ober-Canada. Sie wird aber ſelten höher als 50 bis 60 Fuß, und biethet, während im Winter die Erde mit Schnee bedeckt iſt, und keine andere Pflanze Laub trägt, durch das dunkle Grün ihrer Nadeln und die Kegelgeſtalt des Wuchſes der Zweige einen ſehr ſchönen Proſpect.

Sehr hoch wächſt die weiße Pechtanne, ſo wie die ſchwarze; erſtere ſah ich 90 Fuß hoch.

Die Canadiſche Fichte oder Schierlingstanne gleicht in Blättern dem Eibenbaume; in Canada benutzt man die jungen Sproſſen zum

Thee ohne Rahm und ohne Zucker, ungeachtet der Geruch harzartig iſt.

Der Lerchenbaum, hier tamerack genannt, wächſt beſonders in moraſtigen Gegenden, und mit den geſpaltenen Scheitern dieſes Holzes pflegt man Befriedigungen zu machen.

Die weiße Ceder iſt wegen ihrer hohen Dauerhaftigkeit berühmt. Die Canadier pflegen zu ſagen, ihr Holz daure ewig, und ſey daher beſonders zu Fenſterholz geſchickt. Die rothe Ceder findet man nur ſparſam.

Man ſieht ſelten Äſchen, Thränenweiden und Lombardiſche Pappeln. Im Allgemeinen ſind in Canada die Bäume gerade, hoch, und haben ſehr wenige Zweige, weil ſie in den Urwäldern ſo gedrängt neben einander aufwachſen, bis am Ende der kräftigere Baum die niedrigen Gipfel unterdrückt und dadurch Raum zur eigenen Ausbreitung gewinnt.

Zwar iſt es auffallend, daß die Pflanzer nicht einige ehrwürdige Bäume des Schutzes und der Zierde halber neben ihren Wohnungen ſtehen ließen, aber wegen der fetten Ober-Erde laufen hier ihre Wurzeln horizontal, und nicht tief unter der Oberfläche. Iſt nun zugleich dieſer Boden, der aus alter Pflanzenerde beſteht, nicht dicht, ſo iſt die natürliche Folge, daß ein Baum, welchen die Axt des Coloniſten ſchonte, und der Wind nachher, wenn er frey ſteht, von allen Seiten zu ſchütteln vermag, ſehr bald umgeworfen werden muß, und daß ein ſolcher umgeriſſener Baum im Sturze das hölzerne Haus des Coloniſten zu zerſchmettern vermag. Aus dieſer Urſache trifft man keine alten Bäume in der Nähe der Wohnungen. Da, wo der Amerikaner unfähig iſt, ſeine ungeheuren Baumſtämme als Bauholz zu benutzen, verwandelt man die Aſche der verbrannten Stämme in Pottaſche, und verkauft alsdann den Buſhel für 7 Pence.

In England hat man von einer ſchönen Gegend ganz andere Begriffe als in Canada. In erſterem verlangt das Auge eines reichen Gutsbeſitzers die Miſchung von Berg und Thal, Wald und Waſſer, Unfruchtbarkeit und Fruchtbarkeit. Das üppige Leben und das allmähliche Hinſterben der Pflanzen will er, wie in einem Gemählde, mit Einem Blicke überſehen können. Der Pflanzer in Canada hat dagegen der Wälder und des Waſſers zu viel. Das Gemeine iſt ihm zu alltäglich. Ferner findet er nichts anmuthiger, als den üppigſten Pflanzenreichthum in nützlichen Gewächſen ſtets vor Augen zu haben. Alles, was nicht Nutzen bringt, mag er nicht ſehen. Daher findet er nichts ſchöner als die Anſicht üppiger Kornfelder, Weiden und Wieſen mit Befriedigungen todten Holzes, und freut ſich eines Blickes auf den Ahorn oder einen andern nützlichen Baum, der wie ein Telegraph

ſeine Aufmerkſamkeit in der Ferne feſſelt. Mit ſchwerer Arbeit, bis er ein Greis wird, reiniget er ſeinen Boden von Bäumen, und verwandelt ihn in Pflugland, baut die unentbehrlichen Wohn= und Wirthſchaftsgebäude, erſpart ſich, ſo viel es angehen will, die Hülfe theurer Tagelöhner, und verrichtet möglichſt alle Arbeit mit ſeiner Familie perſönlich. Der Mann, der täglich ſeine Hammelkeule mit dem Gemüſe ſeines Geſchmackes verzehren kann, ſetzt darein mehr Behagen, als in eine gerade zierliche Kleidung. Seinen Körper gut zu nähren, iſt ihm wichtiger, als die äußere Verſchönerung ſeiner Kleidung oder ſeines Gartens. Er iſt ſo vernünftig, lieber in Überfluß Schweinebraten und Pudding zu eſſen, als darauf Geld und Arbeit zu verwenden, daß etwa ein Fremder ſeinen Landſitz ſchön und geſchmackvoll finden mag.

Man trifft hier nicht ſelten Bäume, welche mehr als 30 Fuß Umkreis an der Wurzel haben; man kann aber bey dieſen Bäumen ſelten das Alter mit Genauigkeit beſtimmen, weil ſie gewöhnlich hohl und im Herzen verfault ſind. Einſt zählte ich die Zirkel, welche die Verhärtung des Saftes in jedem Jahre gebildet hatte, bey einer Äſche, und obgleich der Baum nur einen Diameter von 3 Fuß hatte, ſo zählte ich dennoch, daß er bereits 312 Winter den Stürmen getrotzt hatte. Daraus ſcheint zu folgen, daß ein Baum von 10 Fuß Diameter wenigſtens 1100 Jahre alt ſeyn muß. Ich behaupte dieſes um ſo zuverläſſiger, da ich bemerkt habe, daß die Kreiſe mit dem Alter nicht breiter werden.

In Canada findet man ſehr wenig Unterbuſch. Daher habe ich dort nur eine Gattung Hagedorn von grobem Wuchſe und großen Blättern, verſchiedene Gattungen von Hagebutten und wilden Roſen gefunden. Es fehlt hier die Stechpalme, Buchsbaum, Laburnum, Lorestina, Lilac und andere Gebüſche, welche das Auge vergnügen, und Wohlgeruch verbreiten. Auch fehlt hier der Epheu und der Lorbeerbaum.

In verſchiedenen Gegenden Ober=Canada's findet man das beliebte Je länger Je lieber; aber die ſchöne Blüthe hat nicht den Honiggeruch, wie in Europa. Deſto reicher pflegen hier die Baumgarten zu ſeyn; ſie tragen ohne alle Mühe des Pflanzers herrliche Äpfel, beſonders in den weſtlichen Diſtricten, und liefern einen guten Äpfelwein, welchen man aber gewöhnlich bereits im Winter verzehrt. Der Pflanzer pflegt die Tonne von 32 Gallonen für 3 Rthlr. 8 ggl. zu verkaufen. Der Wirthshaus=Preis iſt jedoch ſieben Mahl höher. Man kauft gewöhnlich den Bushel Äpfel (60 Pfund) für 10 ggl. Die Pflanzer pflegen ſolche zu ſchälen, in Scheiben zu ſchneiden, und an einem langen Faden aufzuhängen, indem man beyde Enden zu=

ſammenknüpft; man trocknet ſolche am Herde, und benutzt ſie allmählich zur Speiſe, weil man das Vorurtheil hegt, daß Canada zu kalt ſey, um ſie in Heu oder Farrenkraut im Winter in eigenen Zimmern zu verwahren.

Pfirſiche gedeihen nur in den wärmeren Diſtricten, woſelbſt ſie in üppiger Fülle wachſen. Das Bushel gilt 12 ggl. und man trocknet ſolche gerade wie die Äpfel. Dagegen habe ich dort niemahls Birnen geſehen; kleine, wohlſchmeckende rothe Kirſchen hat man aber häufig. In den Wäldern findet man viele wilde ſchwarze und rothe Kirſchen auf Bäumen von 9 Fuß Umfang und 120 Fuß Höhe, welche man nur erlangen kann, wenn man den Baum fället. Dieſe Früchte verzehren meiſtens die wilden Tauben, jedoch nicht eher, als wenn ſie völlig reif ſind.

Pflaumenbäume findet man beſonders in Nieder-Canada. In den Diſtricten London und des Weſtens in Ober-Canada wachſen ſie wild, ſind aber kleiner und ſchlechter als Gartenpflaumen. Grüne und ſchwarze Pflaumen habe ich dort niemahls angetroffen.

Den ſauren und ſaftigen wilden Holzapfel ſchätzt man dort ſehr, und behandelt ihn in der Küche wie in Irland die Stachelbeeren. Letztere trifft man in allen Wäldern. Der Buſch hat aber viele Dornen und die Frucht iſt hart und mit Haaren beſetzt. Wenn ſie aber abgeſchält und mit Rahm und Zucker vermiſcht ſind, ſo ſchmecken ſie ſehr gut.

Schwarze und rothe Johannisbeeren ſind dort einheimiſch, und edler als die Stachelbeeren. Bey gehöriger Gartenpflege würden ſie vorzüglicher ſeyn.

Kransberen, Heidelbeeren, Bickbeeren und Brombeeren ſind in Canada häufig, und werden geſchätzt. Die Canadiſche Wald-Erdbeere iſt faſt ſo gut als die ſchönſte Garten-Erdbeere. Schon werden ſie in den Gärten größer als ſie in den Wäldern waren. Brombeeren ſind weit beſſer in Canada als in Europa, und werden dort mit Rahm und Zucker gegeſſen. Himbeeren ſind klein und ſchlecht. Auch Wein wächſt in den Wäldern Canada's; aber die Beeren ſind klein und ſauer; ſie würden ſich jedoch bey gehöriger Pflege gewiß ſehr verbeſſern.

17.

Garten- und Feldfrüchte in Canada.

So wenig auch die Pflanzer in Canada auf ihre Gärten verwenden, ſo trifft man doch daſelbſt manche wohlſchmeckendere Pro-

ducte, als die höhere Gartenkunſt in Europa zu liefern vermag. — Die im Freyen ausgeſäeten Melonenkerne haben eine Größe und einen Wohlgeſchmack, welchen ihnen die höchſte Gartenkunſt in England nicht zu geben vermag. Sie wiegen, ſo wenig man auch Arbeit und Koſten auf die Cultur wendet, in Ober Canada gewöhnlich 20 bis 50 Pfund. Schon dieſes beweiſet, wie günſtig Canada's Klima jeder Garten-Vegetation ſeyn würde, wenn man mehr daran wendete. Man iſt aber zu träge und zu nachläſſig, alle Vortheile des dortigen milden Himmels zu benutzen. Regnete es in Canada Manna vom Himmel, ſo wage ich zu behaupten, daß die Canadier ihn mit dem Munde auffangen würden. Wäre er aber auf die Erde gefallen, ſo behaupte ich, daß ſie überlegen würden, ob es der Mühe verlohne, ihn aufzuheben.

Gurken, Kürbiſſe, Granat-Äpfel ſind hier bey aller nachläſſigen Gartenpflege äußerſt wohlſchmeckend. Der hieſige in den Gärten gezogene rothe Pfeffer iſt dem Cayenne-Pfeffer völlig gleich. Die Wurzeln der rothen Beere findet man ſehr häufig, weil die Canadier ſolche lieben; doch haben dieſelben keinen ausgezeichneten Wohlgeſchmack. Sehr nachläſſig erzieht man Radies-Wurzeln und Paſtinaken; doch habe ich hier Paſtinaken von 18 Zoll Länge und 2 Fuß im Umfange geſehen. Die verſchiedenen Kohlarten leiden hier zu ſehr durch die Inſecten, und haben daher keinen vorzüglichen Wohlgeſchmack.

Die gemeine weiße oder Windſor-Bohne kommt hier niemahls zur Vollkommenheit; aber Franzöſiſche Bohnen und Erbſen hat man hier von jeder Art in Menge, und ſie gerathen vortrefflich.

Zwar bauet man in den Gärten wenig Sellerie, Spargel, Spinat, Seekohl; aber wo man ſich die Mühe gibt, ſie ziehen zu wollen, gerathen ſie recht gut. Im ſüdweſtlichen Ober-Canada könnten alle Producte Italiens gedeihen; denn der Sommer iſt dort ſehr lang und ſehr heiß, und Fahrenheits Thermometer ſteht im Schatten von 70 bis 105 Grad.

Überall gedeihet Getreide vortrefflich, und Reiß würde daſelbſt wachſen, da es kleine Flüſſe genug gibt, welche ihre Ufer überſchwemmen. In der Nähe der ſogenannten Reiß-Seen, im Diſtricte New-Caſtle in Ober-Canada, wächſt der Reiß ſogar wild, womit ſich die wilden Vögel mäſten, und die Indianer ſind ſo klug, den wilden Reiß zur Nahrung zu ſammeln, indem ſie zwiſchen den natürlichen Reißfeldern mit ihren Canots ſchiffen, und die reifen Ähren abſchneiden. Sogar verkaufen ſie von dieſer großen Reißart mit brauner Hülſe den Coloniſten zu deren Hausbedarf.

In Ober-Canada gewinnt man von jedem Acker, der mit einem Buſhel beſäet wird, in den weſtlichen Diſtricten Ober-Canada's un-

gefähr 25 Buſhel. In dem übrigen Canada jedoch nur höchſtens 16. Oft legt man ihn in Linien, und hackt zwiſchen ſolchen durch Zwiſchenpflügen das Unkraut aus. Zwiſchen die einzelnen Pflanzen legt man Kürbiſſe, welche hier trefflich gedeihen. Auf dieſe Art pflegt hier der Acker 1200 Stück zu liefern, welche in der Haushaltung oder von den Thieren verzehrt werden.

Den Winterweitzen ſäet man zwiſchen dem erſten Auguſt und der Mitte des Septembers, auch wohl noch etwas ſpäter. Den Sommerweitzen dagegen um den 20. Aprill, welcher am Ende des Auguſtmonathes reif iſt, nachdem drey oder vier Wochen vorher der Winterweitzen geerntet worden iſt. Der Acker liefert gewöhnlich 25 Buſhel Winterweitzen. Der Sommerweitzen iſt von gleicher Güte mit dem Winterweitzen, aber er iſt nicht ſo einträglich und nicht ſo ſicher im Ertrage. Die ſogenannte Heſſiſche Fliege thut den Weitzenernten bisweilen vielen Schaden. Sie legt ihre Eyer im Herbſte zwiſchen die aufſtehenden Blätter der Weitzenpflanze. Der ausgebrütete Wurm durchbohrt die Pflanzenröhre, und durchſchneidet ſolche bisweilen, welches den Ertrag der Ernten oft ſehr vermindert. Man ſäet übrigens auf den Acker 45 bis 60 Pfund. Der Rocken wird beſonders in Ober-Canada zum Branntweinbrennen ſtark gebauet. Der Acker liefert gemeiniglich 20 Buſhel, und iſt in der Regel 25 Procent wohlfeiler als der Weitzen.

Der hieſige Hafer iſt ſchlecht, weil man ſehr ſchlechte Saat ſäet.

Die Gerſte pflegt in Ober-Canada 20 Buſhel per Acker zu liefern. Weil aber nur die größten Städte Brauereyen haben, ſo wird ſie, wegen mangelnden Abſatzes, wenig gebauet.

Wenn gleich hier der Acker 80 Buſhel Hirſe liefert, und nur ¾ Buſhel Samen koſtet, ſo bauet man dennoch dieſes nützliche Product ſehr wenig. Sobald man den Wald von Bäumen gereiniget hat, ſchlägt ſehr reichlich der weiße Klee auf. Es iſt aber das Timothy-Gras noch nützlicher, da es wegen ſeiner tiefen Wurzel beſſer als andere Grasarten die Hitze des hieſigen Sommers ertragen kann. Wenn man rothen Klee, Lucerne und andere edle Grasarten zieht, ſo muß man ſolche ſäen, darf aber dann reiche Ernten erwarten.

Die Kartoffeln ſind in Canada wäſſerig und geſchmacklos, dabey immer ſo theuer, daß ſie des Preiſes wegen gebauet zu werden verdienen; aber der Canadier darf in einem ſo volksleeren Lande nur auf geringen Abſatz rechnen. Die gewöhnliche Ernte iſt 170 Buſhel von einem Acker. Man pflanzt ſie nicht in Linien, wie in Irland, und braucht nur 480 Pfund auf einen Acker, weil man ſie weit von einander legt und ſehr ſtark mit dem Kartoffelpfluge häuft, mit dem man auch ſolche im Herbſte aus der Erde pflüget. Die Kartoffeln,

welche man zum Winter aufbewahrt, ſind, nachdem der Schnee verſchwunden iſt, kaum mehr eßbar.

Man ſäet die Turnips zum Schaffutter um den 25. July. Sie ſcheinen gut zu gedeihen; aber kein Pflanzer baut mehr davon, als höchſtens einen Acker, weil kein Landmann mehr als 50 bis höchſtens 100 Schafe hält. Bisweilen hat man 400 Bushel von einem Acker gewonnen; die Hälfte mag aber vielleicht das Gewöhnlichere ſeyn. Übrigens verſteht man nicht, ſie vor der hieſigen ſtarken Kälte zu bewahren.

Der in London und in den weſtlichen Diſtricten Ober-Canada's gebaute Tabak wird zwar noch wenig benutzt; die Verſuche haben jedoch einen ſo trefflichen Tabak geliefert, daß dieſe Diſtricte vorzüglich Tabak und Hanf bauen müßten, beſonders jetzt, da der Weitzen ſo niedrig im Preiſe ſteht, daß ihn der Landmann faſt mit Schaden baut.

So ſehr auch Canada's Klima und Boden ſich zum Hanfbaue eignen, ſo haben doch bisher beyde Canada's nicht einmahl ſo viel Hanf gebaut, um daraus die Stricke für ihre Verbrecher zu drehen, und die Regierung hat nichts gethan, um die Coloniſten zur Production zu ermuntern, weil man glaubte, daß im milden Klima von Canada die Hanffäden eben ſo fein gerathen würden, als in dem heißen Oſtindien. Der wahre Grund, warum der Hanf dort nicht gebaut wird, iſt folgender: Erſtlich wollen die Prieſter keinen Hanfbau, weil ſie von dieſem Erzeugniſſe keine Zehenten ziehen. Zweytens, die Gutsherren widerſetzen ſich, weil der Ertrag ihrer Mahlmühlen ihr Haupteinkommen ausmacht, und ſie beſorgen, daß nach eingeführtem Hanfbaue weniger Weitzen als vormahls auf ihren Mühlen gemahlen werden möchte, und drittens ſind die Kaufleute ebenfalls dagegen, weil ſie vorausſehen, daß alsdann unter den Landleuten viel bares Geld umlaufen würde, welches den bisher ihnen ſo nützlichen Tauſchhandel umgeſtalten könnte. Ich möchte dagegen vorſchlagen, den Prieſtern in Nieder-Canada den Zehenten des Hanfes einzuräumen, und bin überzeugt, daß allein Ober-Canada allen Hanf zu liefern vermöchte, den die Marine Großbrittanniens bedarf.

Zwar baut hier jeder Coloniſt für ſeinen Hausbedarf Flachs, aber nur Wenige zum Verkaufe. Doch wurden im Jahre 1820: 9601 Bushel Leinſaat ausgeführt. Gewöhnlich begeht man nähmlich das Verſehen, den Flachs zu dünn zu ſäen, daher hat er zu viele Seitenzweige und zu grobe Fäden. Wenn man ihn aber ſehr dick ſäete, ſo würden die Stangen höher aufſchießen, und die Fäden würden ſo fein ſeyn, als in Irland. Hat man die Abſicht, viel

Saat zu gewinnen, ſo muß man allerdings ſehr dünn ſäen, und deſto dicker, wenn die Ernte des feinen Flachſes die Hauptſache iſt. Die Wohlfeilheit des Getreides und des Schweinefleiſches dürfte aber jetzt die Canadier zwingen, mehr als vormahls Flachs zum eigenen Hausbedarf zu ſpinnen, weil ihre Erzeugniſſe zu wohlfeil geworden ſind, um ſich ihre Kleidung künftig von den Kaufleuten zu kaufen.

18.

Medicinische Kräuter und Pflanzen in Canada.

Da unſere Felder und Wälder bisher noch nicht von geſchickten Botanikern, und weder von den Doctoren Hoppe und Hornſchuch, noch vom Baron Humboldt unterſucht worden ſind, ſo wiſſen wir noch wenig von den Heilkräften der hieſigen Pflanzen. Zwar ſind die Indianer hiervon ſehr wohl unterrichtet, aber dieſe mißtrauiſchen Menſchen ſind in nichts geheimnißvoller als in ihrer Heilkunde. Es war eine Zeit, wo man ſehr viel Genſing-Wurzel aus Canada nach Frankreich führte. Sie hat, wenn ſie getrocknet worden, den ſüßen Geſchmack der Lakrizen-Wurzel; aber dabey aromatiſche Bitterkeit. Von Frankreich hat man eine ſehr große Maſſe dieſer Wurzeln nach China ausgeführt; aber man wollte wenig Arbeit an die Dörrung wenden, und trocknete ſie ſo unvorſichtig in den Backöfen und auf Darren, daß die klugen Chineſen, welche unter allen Völkern allein die Wurzel ſchätzen, bald fanden, daß ſie durch die zu ſtarke Dörrung ihre wohlthätigen Eigenſchaften verloren habe. Noch immer wächſt in Ober-Canada viel Genſing; aber man kann ihn nicht mehr verkaufen.

In Europa hält man die Capillar-Pflanze oder Mädchenhaar (Adiauthum, Linn.) für ein Gift, welches raſende Fieber herbey führt; in Canada hat man dagegen den Glauben, daß ſie ein Heilmittel wider die Fieber ſey.

Die kriechende Saſſaparilla und Bitterſüß nutzen die Canadier als Stärkungsmittel; ſie ſind zur Blutreinigung nützlich.

Als adſtringirende Mittel braucht man die Bitterwurzel und die Ranunkel, und heilt damit die Ruhr.

Die Gentianwurzel braucht man gegen alle Gichtbeſchwerden.

Die im Geſchmacke ſo ſtechende und in der Wirkung reitzende und ſchweißtreibende Seneka-Schlangenwurzel gebraucht man allgemein wider Fieber, Kälte in den Gliedern und Knochenſchmerzen.

Die Wurzeln der Brombeeren und jene Schlangenwurzeln braucht man zur Heilung des Krebſes, der Finnen, dicker Hälſe und geſchwollenen Mundes.

Frauenmünze, Iſop, Wurmholz, Waſſerkreſſe, Piſang, Marſch, Malven, Flohkraut (Pulegium, Linn.), und andere aromatiſche Pflanzen der Materia medica ſcheinen hier einheimiſch zu ſeyn; denn man ſieht ſie überall.

Der Decoct von Branntwein und Blutwurzeln, deren blutrother Saft ausſtrömt, wenn man ſolche aus einander bricht, iſt ein allgemeines Heilmittel wider die Gicht.

Der Sumach wird in Canada 10 Fuß hoch, und liefert eine Menge dunkelrother Beeren, welche die Canadier zu ihrem Eſſig benutzen, die Färbekraft dieſer Pflanze jedoch nicht kennen.

Wohl kennen ſie aber den ſogenannten Giftbaum dieſes Geſchlechts, welcher auf feuchtem Boden wächſt. Die Ausdünſtung dieſes Baumes iſt ſogar ſchwächlichen Nerven ſo gefährlich, daß manche Menſchen ſich, ohne krank zu werden, dem Baume nicht einmahl nähern dürfen. Wenn einige Perſonen dieſen Gift-Sumach berühren, ſo ſchwellen ihnen Hände, Geſicht und Lenden, ihr ganzer Körper wird mit Geſchwüren und Blaſen bedeckt, und das Auge leidet ebenfalls dadurch ſichtbar. Dagegen gibt es andere Perſonen, welche die Zweige des Giftbaumes faſſen, und ſolche, ohne Nachtheil ihrer Geſundheit, ſich um den Leib winden können.

Auch der ſogenannte giftige Epheu, eine am Boden kriechende Schmarotzerpflanze, ſonſt aber dem Europäiſchen Epheu in nichts ähnlich, iſt in Canada bekannt. Die Franzoſen nennen dieſe Pflanze Flöhkraut, welches faſt gleiche Eigenſchaften wie der Gift-Sumach zeigt. Herr Lambert ſagt, daß, wo dieſe Pflanze ſich findet, man auch viele rothbunte Maykäfer antreffe, welche, ſo lange ſie auf den Blättern dieſer Pflanze verweilen, eine glänzende Goldfarbe haben. Nimmt man ſie aber von dieſem Baume, ſo erſcheinen ſie wieder in ihrer gewöhnlichen Farbe. — Das Heilmittel wider die Vergiftung durch Flöhkraut iſt das Einnehmen von Terpentin oder einem andern ſtarken Curmittel. Seife und ſauerer Rahm auf die Geſchwulſt gelegt, treiben das Gift aus dem Körper, und vermindern die Geſchwulſt.

Der Sauerampfer mit rother Spitze, der Fuchsſchwanz, das Wintergrünn (Pyrola, Linn.), finden ſich in beyden Canada's überall.

Die Kornelkirſche und die ſtachliche Äſche (Zahnwehbaum) ſind in den weſtlichen Diſtricten häufig. Man braucht derſelben Rinde, und diejenige des wilden Kirſchbaumes als Surrogat der Fieberrinde. Das Holz der Kornelkirſche und des Buchsbaumes haben manche Ähnlichkeit, aber auch Verſchiedenheiten.

Ferner ſind in Canada einheimiſch das ſogenannte Gewürzholz, der goldene Regen, die Alantwurzel (Inula, Linn), die Lobelia und Saſſafraß.

In beyden Provinzen wächſt der Baumwollenſtrauch überflüſſig. Die eyförmige Hülſe desſelben iſt ungefähr 6 Zoll lang und hat eine weiche ſeidenartige Wolle. Man ſtopft damit die Betten in Ermangelung der Federn, ich glaube aber, daß die Wolle auch ſpinnfähig iſt. Die jungen Schüſſe werden, wie der Spargel, von den Canadiſchen Bauern in Quebeck auf den Markt gebracht. Im Monathe Auguſt liegt viel Honigthau auf den Blättern, woraus ein Londoner Bürger einſtmahls einen Honigzucker bilden wollte, der auch den Plan hatte, durch geſammelte Bienen ſich Bienen-Colonien zu verſchaffen.

In vielen Gärten beyder Canada's findet man den ſogenannten Zwiebelbuſch, welcher 3 bis 4 Fuß hoch wird. Faſt an der Spitze jedes Buſches wächſt eine Traube von zwiebelförmiger Geſtalt, etwa von der Größe einer Wallnuß. Nimmt man ſolche nicht zur gehörigen Zeit ab, ſo machen die einzelnen Zwiebeln neue Schößlinge, welche aber kleiner gerathen. Man hält ſie in den Küchen von Canada für eben ſo gut als die Wurzelzwiebeln. Legt man eine der auf dieſe Art gewonnenen kleinen Zwiebeln im Herbſte in die Erde, ſo macht dieſe Zwiebel nicht bloß viele Schüſſe, ſondern vergrößert ſich auch in der Subſtanz wie eine Wurzelzwiebel; doch liefert ſie in dieſem Jahre noch keine Buſchzwiebeln. Bewahrt man aber die Mutterzwiebel bis zum nächſten Frühjahre auf, und legt ſie dann in die Erde, ſo liefert ſie eine gute Menge der Buſchzwiebeln.

Eines der erſten Gewächſe des Frühjahres in Canada iſt der Knoblauch. So wie der Schnee verſchwindet, bedeckt ſich die Erde in den Wäldern allgemein mit dieſem Kraute, welches alle vierfüßigen Thiere gern freſſen; aber in den erſten fünf Wochen ſchmeckt Milch und Butter allgemein nach Knoblauch. Weiterhin hat der Waldknoblauch alle möglichen Farben in ſeinen Blumen.

Ein anderes gemeines Gewächs in Canada iſt die wilde Rübe (Turnip). Die Wurzel dieſes Krautes iſt der weißen Rübe ſehr gleich. Der Stamm wächſt 2 bis 3 Fuß hoch, und hat ſchöne buntgefärbte Blätter, welche jedoch keine Ähnlichkeit mit Europäiſchen Rübenblättern haben. Die Blüthe iſt etwas tulpenartig, und die Wurzel ein Hausmittel in Canada wider Leibſchmerzen. Übrigens iſt der Geſchmack der Wurzel noch ſchärfer als Cayenne-Pfeffer.

Der Wachholderbaum nimmt ſich hier durch ſein Immergrün trefflich aus, und hat ſehr viele Beeren, welche einen guten Ausfuhr-Artikel nach Europa bilden könnten.

Das hieſige Rennthier-Moos, eine Gattung wilden Hafers, und grobes Riedgras wachſen in den Sümpfen und kleinen Seen.

Der See-Piſang, der See-Hederich, der ſogenannte Lauriger, und die See-Erbſe ſind in Canada gewiß einheimiſch; denn ſelbſt die Indianer benutzen ſolche.

Das ſogenannte Indianiſche wohlriechende Gras dient in Canada ſtatt des Lavendels; ertheilt den Kleidungsſtücken, wenn es zwiſchen ſolche gelegt wird, einen Wohlgeruch, und hält Ungeziefer davon ab.

Statt des Thees braucht der Canadier eine Menge von Knoſpen oder Blättern, und ſtatt des Kaffeh's, Alles, was man in Europa demſelben zu ſubſtituiren gewohnt iſt.

19.

Naturmerkwürdigkeiten von Ober-Canada.

Der Strudel zwiſchen den Waſſerfällen des Niagara und dem Dorfe Queenstown iſt bisher noch nicht von den Naturforſchern erklärt worden. Er findet ſich im Fluſſe Niagara nahe bey einem ſteilen, 200 Fuß hohen Ufer. Bäume von ungeheurer Größe umſchatten dieſen Strudel von allen Seiten, und ſcheinen gewiſſer Maßen in ſtäter Bewegung zu ſeyn. Der Fluß fließt oberwärts ſehr ſchnell, und iſt, in einem nur 150 Engliſchen Ellen breiten Canal, ſehr tief; im Strudel erweitert er ſich auf wenigſtens 500 Fuß Diameter eyförmiger Geſtalt, ſo daß der Umkreis des Strudels wenigſtens 6000 Fuß iſt. Nahe bey dem Strudel wird der Strom ſchneller, und fällt mit Toſen über einen Damm 50 Fuß tief in das Becken des Strudels; dann läuft der Fluß nördlich mit Heftigkeit rund um die Felſen, welche ihn umgeben, und erlangt erſt jenſeits eines überhängenden felſigen Vorgebirges ſeinen ruhigern vorigen Lauf wieder. Alle 5 oder 6 Minuten bildet ſich hier eine ſtarke Fluth, welche etwa von einer halben Stunde zur andern um 80 Zoll ſteigt und fällt. Alles, was auf dem Waſſer ſchwimmt, und zufällig in dieſen Strudel kommt, bleibt darin mehrere Tage, bis es endlich am äußerſten Rande des Strudels ausgeworfen oder vom ſchnellen Strome in den gewöhnlichen Canal weggeriſſen wird. Es iſt eine Eigenthümlichkeit dieſes Strudels, daß er in der Mitte nicht, wie anderswo der Fall iſt, Wirbel drehet.

Die Waſſerfälle zu Weſt, Flamborough und im Diſtricte Gore ſind, weil ſie abgelegen ſind, wenig bekannt. Sie liegen nur eine

halbe Meile von einander entfernt, aber an zwey verſchiedenen kleinen Flüſſen, die in geringer Entfernung vom unterſten Falle ſich mit einander vereinigen, dann durch das Dorf Cootes-Paradies fließen, und nachher in die Burlington-Bay ſtürzen. Das Waſſer des ſogenannten großen Falles ſtürzt ungefähr 130 Fuß hinab mitten durch ausgewaſchene Felſen. Unterwärts des Falles ſtrömt der Fluß im Schlangenlaufe durch eines der wildeſten Thäler, welche ich jemahls ſah.

Faſt noch romantiſcher iſt der ſogenannte kleine Fall, von dem man nichts eher ſieht, als bis man wenige Fuß von ihm entfernt iſt, und ſelbſt dieſe Annäherung iſt ſchwer wegen des vielen Unterbuſches und der ungeheuren Bäume, deren tiefhängende Zweige die Anſicht des ganzen Falles hindern.

Ehe man zu dieſem Falle kommt, fließt der kleine Fluß in einem engen Canale durch die Spitze eines felſigen Hügels, welcher etwa 200 Fuß höher als das nahe gelegene Land iſt. Daher ſcheint hier gleichſam durch eine Erſchütterung der Felſen geſpalten zu ſeyn. Das untenliegende Thal hat das wildeſte Anſehen. Man ſieht darin große Bäume, welche entwurzelt zwiſchen ungeheuren Felſenblöcken da liegen. Die Waſſermaſſe, welche hinabſtürzt, iſt freylich nicht gar groß; aber der ſteile Fall beträgt 150 Fuß. Auch iſt natürlich im Winter wegen mehreren Waſſers der Fall weit ſchöner, wenn beſonders die Kälte den Damm von dem Reife gefrieren läßt, womit die nahen Bäume bedeckt ſind.

In einem Thale zwiſchen Flamborough, Weſt und Ankaſter erblickt man eine halbe Meile von dieſem Felſen eine Mineral-Quelle, welche, nach ihrem ſtarken Geruche, höchſt ſchwefelhaltig iſt. Es kommen meilenweit die Thiere her, um von dieſem Waſſer zu trinken.

Nahe bey Long-Point erblickt man eine noch ſtärkere Schwefelquelle, da alle Steine am Ufer mit reinem Schwefel incruſtirt ſind. Nicht weit von dem berühmten Waſſerfalle Niagara dunſtet eine Quelle ſo reines Schwefelgas aus, daß es ſofort eine Fackel anzündet. Man benutzt dieſes Waſſer zur Heilung der Hautkrankheiten; es iſt aber noch nicht chemiſch unterſucht worden.

In der Mitte des Fluſſes Themſe, nicht weit vom Fluſſe Delaware, liefert dieſer Fluß täglich einige Quarter mineraliſchen Öhls, welches ſehr übel riecht, aber die Ungelenkſamkeit der Glieder der Gichtkranken heilen ſoll; indem man es oft ſowohl innerlich als äußerlich gebraucht.

Man findet überall in Ober-Canada Salzquellen. Da aber die Salzgewinnung mit Mühe und Koſten verbunden iſt, und wenige Landbeſitzer ein Capital haben, ſo kauft man das meiſte Salz lie-

der von den Amerikanern, da die Provincial-Regierung in Ober-Canada ſich wenig um den Wohlſtand der Provinz bekümmert; aber deſto eifriger dafür ſorgt, daß der arme Einwanderer, welcher ſich einbildet, daß er ſein Loos in der Wildniß umſonſt bekommen werde, 50 Dollars Kanzelley-Gebühren von jedem 100 Acker bezahlen muß. Man hat ſogar die Abgabe auf die Einfuhr des Salzes aus den vereinigten Staaten vermindert.

Gyps- oder Kalk-Sulphat findet man verſchiedentlich in Ober-Canada, beſonders aber am Fluſſe Ouſe Auch hier zeigt ſich das Gypſen der Saaten auf armen Sandboden von geringem Nutzen. Der Acker bedarf für die Saat des Mais nur etwa ein Weinglas voll des Gypſes, und wenn man Weitzen mit dem Wurfe ſäet, etwa 4 bis 5 Buſhel.

Ober-Canada beſitzt gute Mergel-Lager, Pfeifenthon und Bleyweiß, ſo wie an den Ufern des Sees Gananoqui, und überhaupt in Ober-Canada, Schwarzbley und gelben Ocker.

Canada iſt ſehr reich an Eiſen, beſonders an dem ſogenannten Hagelerz. Demungeachtet beſitzt die Provinz erſt zwey Eiſengießereyen, von denen die eine für Rechnung eines Hauſes in Neu-York und die andere für ein Dubliner Haus betrieben wird. Da indeſſen jeder Arbeiter 40 L. St. bey freyer Koſt und Wohnung jährlich an Gehalt bekommt, ſo hat eine ſolche Fabrik Mühe, zu beſtehen, ſo ſehr man auch zum Sieden der Pottaſche, zum Zuckerkochen und überhaupt für den Haushalt eiſerner Geräthe bedarf. Die Dubliner Eiſengießerey zu Marmora, im Mittelländiſchen Diſtricte, verkauft alles Eiſengut in einzelnen Stücken das Pfund zu 2 Ggr. 8 Pf., den Zentner Stangeneiſen zu 6 Rthlr. 16 Ggr., und das Pfund Stahl zu 4 Ggr.

20.

Klima in beyden Canada's. — Wirkungen des Froſtes auf den menſchlichen Körper. — Meteorologiſche Bemerkungen. — Krankheiten. — Das Nordlicht und andere atmoſphäriſche Beobachtungen.

Es hat keinen Zweifel, daß, wenn Nord-Amerika mehr als bisher von Bäumen gereiniget und ſeine Sümpfe entwäſſert ſeyn werden, alsdann das Klima ſich ſehr verändern würde. Noch ſind 95 Procent des Bodens in Canada Urwald, und ſchon bemerkt man, daß die Luft milder geworden iſt, daß die den Menſchen ſo läſtigen Gewürme und Inſecten abgenommen haben, daß manche Sümpfe

verſchwunden ſind, daß Menſchen und Thiere, wo die Sonne Zutritt hat, ſich beſſer befinden, ſowohl im Winter als im Sommer. Dagegen ſind manche kleine Bäche verſchwunden, ſo wie man die alten Waldbäume ausrottete, zwiſchen denen ſie ſich ſchlängelten. Auch nimmt die Feuchtigkeit der Atmoſphäre ab, ſobald die Maſſe der Bäume in einer Gegend ſich vermindert. In Nieder-Canada fängt der Winter ſchon mit dem 20. October an, und der Schnee pflegt bis zum 16. Aprill zu liegen. Im Winter wechſelt dort die Kälte von 10 Grad über Zero bis 30 Grad unter Zero. Im weſtlichen Ober-Canada fängt der Winter erſt in der Mitte des Decembers an, und der Schnee verſchwindet gegen das Ende des März-Monathes, aber die Grade der Kälte ſind in Ober- und Nieder-Canada ungefähr gleich. In Ober-Canada dauert der Sommer länger, und iſt heißer, als in Nieder-Canada.

Der mit Kleidung wohlverſehene Canadier erträgt die Kälte ohne Beſchwerde, wenn gleich bisweilen Säufer unter Weges erfrieren, oder ſich Glieder abnehmen laſſen müſſen, oder große Unvorſichtigkeiten dieſe natürliche Folge haben; aber bey der großen Hitze in Ober-Canada wird Mancher oft einige Monothe bettlägerig.

Das Reſultat meiner meteorologiſchen Bemerkungen iſt, daß, wenn es in Ober-Canada einmahl zu frieren angefangen hat, der Froſt vor dem Frühjahre wenig unterbrochen wird; auch fällt dort der Schnee ſelten über zwey Fuß hoch. Im Winter pflegt man hier zu reiſen und die Güter zu transportiren; aber in den neuen Niederlaſſungen iſt noch mancher Baumſtumpf in den Wegen nicht verfault. Man fährt gern Schlitten, und kleidet ſich auf Winterreiſen ſehr warm in einen Bärenpelz mit einer Fußdecke von Büffelhaut. Zeitig im Frühjahre verſchwindet der Schnee. Der Landmann fängt vom 1. Aprill an zu pflügen, ſäet am 20. ſeinen Sommerweitzen, und am Ende des Mays ſeine Gerſte und ſeine Kartoffeln.

In den erſten Tagen des Juny wird das Wetter warm, und es zeigen ſich Wechſelfieber. Stehende Waſſer veranlaſſen dieſe Unpäßlichkeiten nicht, und ich möchte auch nicht behaupten, daß faulende Vegetabilien dieſe Krankheit begründen; wenigſtens nehme ich nicht an, daß eine ſolche Luft die alleinige Urſache iſt; denn dieſe Fäulung exiſtirt allenthalben, und doch nimmt man nicht überall Fieberkrankheiten wahr, welche auch nicht gerade immer in niedrigen Gegenden herrſchen. Selbſt in den ſehr ſumpfigen Provinzen Ober-Canada's herrſchen die böſen Fieber nur hier und da, indeſſen es in den weſtlichen Provinzen nur wenige Perſonen von 20 Jahren gibt, welche nicht mehrere Mahl vom Fieber heimgeſucht worden ſind. Am ärgſten wütheten die Wechſelfieber und Gallenkrankheiten im

Sommer 1819. Der damahlige Sommer war ungemein heiß, aber auch trocken, und von zehn Familien blieb kaum eine vom Fieber verſchont. Merkwürdig iſt, daß zu gleicher Zeit Ober-Canada, im Vergleiche mit dem Gebiethe der vereinigten Staaten, unter gleicher Gradbreite geſunder zu ſeyn ſchien; denn die Fieber in Ober-Canada tödteten wenige Menſchen, und dagegen viele Tauſende in den vereinigten Staaten, beſonders in den Seeſtädten, wo das gelbe Fieber wüthete. Ich halte daher Canada und ſelbſt Ober-Canada im Ganzen für ein ſehr geſundes Land.

Doctor Dwight macht über das Verderbniß der Luft durch Fäulung, beſonders animaliſcher Körper, folgende Bemerkung:

„Vor einigen Jahren warf ich eine Quantität Pfeffer in einen Waſſer-Eimer, und nahm wahr, daß nach einigen Tagen ein dünner Schaum die Oberfläche bedeckte; auch daß einige Tage nachher das Mikroſcop bewies, daß darin eine Menge kleiner Thiere lebe. Ich unterſuchte zwey oder drey Tage ſpäter den Schaum abermahls, und fand keine Spur von lebendigen Thieren. Nach einiger Zeit entdeckte ich wieder eine große Menge lebender Thiere in dieſem Schaume. Es wechſelten dieſe Perioden des Lebens und des Todes, bis das Waſſer ſo ſtinkend geworden war, daß es keine weitere Unterſuchung litt. Ich ſchließe daraus, daß die erſte Generation ihre Eyer legte, und dann ſtarb, und daß der nähmliche Wechſel ſich mehrere Mahl erneuert hat. Die Fäulung dieſer kleinen geſtorbenen Thiere war weit erſtickender, als die Ausdünſtung großer Thiere. Wenn meine Lunge dieſe Ausdünſtungen einſog, ſo ſchien mir faſt, als wenn meine Lebenskraft abnehme. Ein ganz eigenthümliches Stechen begleitete dieſen üblen Geruch, und ſchien die Lebenskraft mehr anzugreifen, als alles Übrige, was ſonſt den Menſchen unmuthig zu machen pflegt. Der Schaum, der dieſes Pfefferwaſſer bedeckte, glich dem Schaume, welchen man in heißer Jahreszeit auf ſumpfigen Gewäſſern bemerkt, die der Sonne ausgeſetzt ſind. Zur Production, und noch mehr zur Unterhaltung der kleinen Thiere ſcheint die vegetabiliſche Fäulung nöthig zu ſeyn, oder ſie wenigſtens zu begleiten. In dieſem Neſte bildet ſich die Lebenskraft vieler kleinen Thiere, oder die Fäulung iſt gerade ihr Futter. Es iſt folglich nicht das ſtehende Waſſer, ſondern das Faulen der animaliſchen Körper, was die Atmoſphäre verdirbt. Nur da, wo ſich viel Schaum auf den ſtehenden Gewäſſern zeigt, iſt die Nachbarſchaft ungeſund.“

Dennoch muß ich bemerken, daß man im weſtlichen Ober-Canada ſehr wenig ſtehendes Gewäſſer antrifft, und daß die vorhandenen ſtehenden Gewäſſer ſtets trinkbar bleiben, und von Schaum ſo frey ſind, als in ſolcher Lage ein Waſſer ſeyn kann. Es fließt

ihnen nähmlich in der heißen Jahreszeit viel kaltes Quellwaſſer zu, und dieſe Kälte mag dort der Fäulniß hinderlich ſeyn. Ungeachtet man dieſen Zufluß kalter Quellen zu den ſtehenden Gewäſſern weder im öſtlichen Ober-Canada noch in Nieder-Canada findet, herrſchen dennoch dort die Faul- und Wechſelfieber nicht. Das Wetter iſt in Canada am kälteſten, wenn die Luft rein und klar iſt und der Wind aus Nordweſten wehet. So lange das Queckſilber unter Zero ſteht, fällt ſelten Schnee. Daß aber der Froſt hier ſtark iſt, beweiſet der Umſtand, daß, wenn man Waſſer möglichſt hoch in die Luft ſchleudert, ſolches vollkommen kryſtalliſirt zur Erde niederſchlägt. In Ober-Canada haben wir ſelten Regen in den Winter-Monathen. Wenn dieſes aber der Fall iſt, ſo haben wir immer einen ſtarken Froſt, und bey ſolcher Gelegenheit pflegen alle Zweige unſerer Bäume im Eiſe zu ſtehen. Im nächtlichen Mondenſcheine ſcheinen die Spitzen der Bäume vergoldet, auch Perlen und Amethiſte überall verbreitet zu ſeyn. Der ſonſt grüne Raſen hat ein reines Weiß und contraſtirt mit dem Schatten der großen dunklen Stämme.

In den Monathen Juny, July und Auguſt erleuchtet der Nordſchein unſern Horizont, unſere Wälder, Felder und Häuſer. Der Nordſchein iſt ſtets mit einem ziſchenden Geräuſche verbunden. Die Wolken, welche am öſtlichen Horizonte bleiben, fangen erſt an vom Norden und nachher vom Süden aus ſich zu entladen. Sie funkeln von einem Ende des Horizontes zum andern, centraliſiren ſich aber in der Mitte, und ſchießen von dort Strahlen ſo ſchnell wie der Blitz, zeigen auch jede Mannigfaltigkeit des Schattens vom tiefſten Hochroth bis zum blaſſeſten Gelb. Die Blitze ſind Anfangs nur ſchwach, werden aber immer heller, bis der ganze Horizont vom Norden, Oſten und Süden bis zum vertikalen Central-Punct des Gewölbes gleichſam mit Feuerwerken bedeckt iſt. Ich habe oft im freyen Felde die wechſelnde Bewegung dieſer erhabenen Lufterſcheinung beobachtet.

Übrigens hat Canada oft ſehr ſtarke Gewitter.

21.

Kurze Geſchichte von Canada, bis ſolches im Jahre 1760 unter Brittiſche Hoheit gelangte.

Es war im Frühjahre 1497, während der Regierung des Königs Heinrich VII. von England, daß der Italiäner Cabot auf Entdeckungen mit ſechs wohlausgerüſteten Schiffen nach Nord-Amerika ausſegelte. Er entdeckte im Juny dieſes Jahres die Inſel Neu-Foundland, und nachher die Inſel St. John, und erreichte dann

das feſte Land, indem er weiter nach Weſten ſegelte bis 67½ Grad N. B.; aber er nahm nirgends von dem entdeckten Lande wirklich Beſitz, und England bekümmerte ſich nicht weiter um dieſe Entdeckung. Im Jahre 1506 ſegelte der Franzoſe Denys von Honfleur nach Neu-Foundland, lief in den St. Lorenz-Golf ein, nahm eine Karte vom Golf und von der benachbarten Küſte auf, fing einige Fiſche auf der großen Bank, und kehrte dann nach Frankreich zurück. Im Jahre 1508 lief der Capitän Thomas Aubert von Dieppe aus, ſegelte den Lorenz-Fluß hinauf, und nahm einige Eingeborne mit Gewalt nach Frankreich, welche er dort in den großen Städten für Geld zeigte. Im Jahre 1517 fiſchten nicht weniger als 50 Spanier, Franzoſen und Portugieſen auf der Bank von Neu-Foundland. — Im Jahre 1522 hatte Neu-Foundland an verſchiedenen Stellen der Inſel 50 von Europäern bewohnte Häuſer; aber im Jahre 1535 ſegelte der Seefahrer Jacques Cartier aus St. Malo den St. Lorenz-Fluß bis zum Niagara hinauf, nahm das ſogenannte Neu-Frankreich in Beſitz, ſchloß Tractate mit den Eingebornen, überwinterte dort, und baute daſelbſt eine Feſtung. Auf der Rückreiſe beſuchte er die große Indianiſche Niederlaſſung Hochelaga, wo jetzt Montreal ſteht, und nannte den Fluß St. Lorenz, weil er in ſolchem am Feſttage dieſes Heiligen einlief; aber ſein Vaterland belohnte ſeine Verdienſte ſchlecht; denn im Jahre 1540 begleitete er den Vice-König Roberval als gemeiner Steuermann. Erſt im Jahre 1581 erneuerten ſich wieder die freundlichen Verbindungen zwiſchen Frankreich und den Wilden in Canada. Allein im Jahre 1591 kam auch der Engliſche Capitän George Drake hierher, und machte viel Aufhebens von der Wichtigkeit der neuen Colonie; dieſes bewog aber den König von Frankreich, eine neue Expedition unter dem unternehmenden la Roche nach Canada zu ſenden. Im Jahre 1600 führte Frankreich ſchon einen beträchtlichen Pelzhandel nach Canada; aber erſt am 3. July 1608 gründete der Franzöſiſche Capitän Champlain die Stadt Quebeck, welche indeſſen erſt 1626 eine reguläre Stadt wurde. Die meiſten Coloniſten waren Reformirte, und auch die Statthalter bis 1627 beſtändig von dieſer Religion; denn damahls befahl der Cardinal Richelieu, daß die höchſten Provincial-Würden nur von Katholiſchen bekleidet werden ſollten.

Im Jahre 1629 nahm der Engliſche Commodore David Kertk Beſitz von Canada, und zwang den Franzöſiſchen Statthalter Champlain zu capituliren; aber im Tractate von St. Germain von 1632 trat König Carl I. von England Canada und Cap Breton wieder an Frankreich ab; Champlain wurde dort wieder Statthalter, und ſtarb daſelbſt 1635. Im Jahre 1639 legte eine reiche fromme Ka-

tholikinn zu Quebeck das Urſuliner-Nonnenkloſter an, und im Jahre 1640 brachte Maiſonneuve, ein Edelmann aus der Champagne, eine Zahl Familien von Frankreich nach Montreal, und er, mit vier und dreyßig andern Edelleuten, erhielten unter der Bedingung der Bevölkerung eine Zahl großer Herrſchaften in den Wildniſſen von Canada.

Im Jahre 1759 gelang es dem tapfern Engliſchen General Wolf, den Grund zur Eroberung von Canada zu legen, welches 1760 erſt völlig unterworfen wurde. Damahls war aber die ganze Europäiſche Bevölkerung nur 60,000 Seelen. Es wurden aber viele tauſend neue Anſiedler, welche während des Krieges mit Frankreich im Heere gedient hatten, mit Land in Canada beſchenkt.

Im Jahre 1775 verſuchten die Amerikaniſchen Generale Montgomery und Arnold, Quebeck zu nehmen, wurden aber zurück geſchlagen.

Nach dem Frieden mit den vereinigten Freyſtaaten im Jahre 1783 hatte Nieder-Canada eine Bevölkerung von 113,000 Seelen, und Ober-Canada von 10,000.

22.

Blicke in die Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung von Nieder-Canada, ſowohl im Innern als im Äußern, und in mancher Beziehung auf die ſonderbaren Social-Verhältniſſe.

Erſt ſeit dem Jahre 1660 wurde die Colonie Canada durch Geſetze, und früher bloß durch Willkühr der Beamten regiert. Bis dahin kannte man nur die höchſte Autorität der Militär-Regierung, an deren Spitze der Statthalter oder ſein Stellvertreter ſtand. Die Entſcheidungen dieſes Mannes waren nicht immer der Unſchuld günſtig; aber freylich auch nicht immer für den Schuldigen gnädig. Die ungeheuren Mißbräuche dieſer verkehrten Einrichtungen waren Schuld daran, daß ein Civil-Gericht niedergeſetzt wurde, welches nach dem Rechtsherkommen der Stadt Paris Recht ſprechen ſollte. Dieſes Tribunal exiſtirte noch, als Canada unter Engliſche Oberhoheit gerieth. Seit der Eroberung bis 1774 galten zur Rechts-Norm der Privaten Englands Geſetze und Herkommen, welche, was faſt unglaublich ſcheint, weder die Regierten noch die Beamten in ihrem Umfange kannten. In den Städten Quebeck und Trois-Rivières waren Officiere der Linien-Truppen, die durch Erziehung und Bildung mit dem Champagner und Burgunder Frankreichs bekannter

waren, als mit den Rechtslehrern Coke und Blackſtone, ſowohl Civil- als Criminal-Richter. In Montreal wählte man die Richter aus den angeſehenſten dort lebenden Britten; aber Männer, welche nach der Berichtserſtattung des Generals Murray an die Ober-Colonial-Behörde als Leute von gemeiner Erziehung beſchrieben werden, Geld machen wollten, aber nicht ſehr gewiſſenhaft in der Wahl der Mittel zum Reichthume waren. Er nennt ſie Menſchen von der höchſten Immoralität. Über die Ungerechtigkeiten dieſer Richter klagte der zahlreiche aus Frankreich gebürtige Adel, welcher auf das Alter und die Kriegsdienſte ſeiner Ahnen ſtolz war. Während dieſer ſchlechten Juſtiz-Verwaltung herrſchte Unordnung und allgemeine Unzufriedenheit in Canada.

Im Jahre 1774 ſtellte das Brittiſche Parlament das alte Franzöſiſche Civil-Recht, welches zur Zeit der Eroberung dort galt, als Norm des Rechtes wieder her. Aber im Criminal-Rechte blieben die Engliſchen Geſetze gültig. Die Zehenten an die katholiſche Geiſtlichkeit wurden wieder neben der Gutshoheit in den alten Herrſchaften der Canadiſchen Edelleute hergeſtellt. Die Geiſtlichkeit und der Landes-Adel waren nun befriediget, und die äußere Ruhe in Canada wieder hergeſtellt.

Im Jahre 1791 änderte dieſen Rechtszuſtand eine neue parlamentariſche Bill ab.

Seitdem verwaltet die Regierung in Nieder-Canada ein Statthalter oder Stellvertreter desſelben, ein geſetzgebender und ein die Geſetze vollziehender Rath, und endlich ein Unterhaus.

Den geſetzgebenden Körper bilden ſechs und zwanzig vom Könige ernannte Perſonen aus eingebornen oder naturaliſirten Canadiern. Ihr Amt währt lebenslänglich, es ſey denn, daß ſie ohne königliche Erlaubniß über vier Jahre außerhalb des Landes abweſend wären.

Der Vollziehungsrath beſteht aus dreyzehn vom Könige ernannten Mitgliedern, mit allen Rechten des königlichen geheimen Rathes in England.

Das Unterhaus (House of Assembly) zählt jetzt 50 Perſonen. Solche werden auf vier Jahre von Perſonen erwählt, welche auf dem Lande ein jährliches reines Einkommen von zwey Pf. St. haben; aber in den Städten und Marktflecken jeder entweder von ſeinem Grundeigenthume fünf Pf. St. Einkommen beſitzt, und an dem Orte, wo er das Wahlrecht ausüben will, zwölf Monathe bereits gewohnt hat.

In beyden Canada's gelten die Engliſchen Criminal-Geſetze, welche dort durch zwey Oberrichter und ſechs Beyſitzer, einen Fiscal und einen Staatsanwalt verwaltet werden. Einen beſondern Cri-

minal=Richter hat der Diſtrict Trois=Rivières, und eben ſo der Diſtrict Gaſpe; das Vice=Admiralitäts=Gericht in Quebeck hat auch einen beſondern Richter.

Im allgemeinen Appellations=Gerichte iſt der Statthalter und der Unterſtatthalter Vorſtand. Auch ſitzen darin fünf Glieder des Vollziehungs=Rathes und die Advokaten, welche vorher in dem Prozeſſe keiner Partey beyräthig geweſen ſind. Von den Erkenntniſſen dieſes Rathes kann man noch an den geheimen Rath des Königs in London appelliren.

Weil die alten und neuen Geſetze ſich ſo häufig widerſprechen, weil ferner die Richter in der Erklärung deſſen, was Geſetz iſt, ſo uneinig ſind, und über manche Gegenſtände die Geſetze gänzlich fehlen, ſo ſind leider in Canada die Prozeſſe ſehr häufig, und den dortigen Richtern fehlt die große Geſetzkenntniß und die verſtändige Anwendung derſelben, welche eine Zierde der Engliſchen Regierung im Mutterlande iſt. Dem Advokaten fehlt eine tiefe Kenntniß der Rechte Englands, da ſie entweder eingeborne Canadier oder junge Britten und Irländer ſind, welche in Ermangelung eines andern beſſer nährenden Erwerbes, ohne vorgängige Studien des Rechtes, das Gewerbe der Sachwalter beginnen. Die Prozeß=Ordnung in Canada iſt ganz willkührlich, wodurch manches Unrecht veranlaßt wird. Es fehlt der Colonie eine Rechtsſchule, worin ſich die Juſtiz=Männer bilden können.

In Nieder=Canada gilt noch immer das ſogenannte Pariſer Recht in der Form des Jahres 1666. Wenn dieſes ſchweigt, ſo gilt das Römiſche Recht, und wenn das Pariſer Recht ſchweigt oder undeutlich iſt, ſo ſollen die Edicte, Declarationen und Befehle der Franzöſiſchen Statthalter mit Ausnahme der Verbeſſerungen der Engliſchen Parlaments=Acten über Canada und des Engliſchen Criminal=Rechtes im Ganzen gelten.

Das Criminal=Recht iſt durchaus Engliſch. — Im Civil=Rechte wird manche Rechtsungewißheit durch die in Nieder=Canada geltende Gutshoheit mit den Privilegien und dem Herrſchafts= und Lehens=Herkommen für Edelleute und Bauern, durch die Abweichung in der Erbfolge der liegenden und fahrenden Habe, dem Brautſchatze und der Gütergemeinſchaft veranlaßt. — Die Handels=Geſetzgebung iſt vollkommen der Engliſchen gleich; nur kennt man in Canada keine Geſchwornen. — Das Seerecht des Vice=Admiralitäts=Hofes in Quebeck iſt ganz Engliſch.

In Ober=Canada iſt alles von der Krone eingewieſene Grundeigenthum allodial und frey von jeder Lehensbarkeit; aber in Nieder=Canada iſt alles Land, welches die Könige von Frankreich an Edel=

leute und Bauern bewilligten, den Lehens-Rechten und der Lehens-Erbfolge unterworfen.

Bey der erſten Niederlaſſung in Canada erlangten begünſtigte Perſonen vom Civil oder Militär als ſogenannte Herrſchaften groſe Landſtrecken. Dieſe Gutsherren waren meiſtens Edelleute von geringem Vermögen, ohne landwirthſchaftliche Kenntniſſe, und ohne Neigung, ſich mit der Landwirthſchaft zu beſchäftigen oder ſich davon zu ernähren. Daher fiel ihnen nicht ein, die Cultur des Bodens für eigene Rechnung unternehmen zu laſſen. Statt deſſen wieſen ſie einen großen Theil ihres Gebiethes zur Nutzung den Kriegern an, welche aus Frankreich gebürtig, eine Neigung bezeigten, nach vollendeter Zeit ihres Kriegsdienſtes in Canada zu bleiben, und an andere aus Frankreich ausgewanderte Perſonen, welche ihnen empfohlen worden waren. Jede ſolche eingewieſene Landſtelle war ungefähr 240 Acker groß, am St. Lorenz-Fluſſe, 3 Acker breit, und hatte eine Länge von 80 Ackern. Für dieſe Einweiſung erhielt der Gutsherr einen ewigen Erbzins und einen kleinen jährlichen Zins von 20 bis 40 Groſchen von einem Paar Hühner, einer Gans oder einem Bushel (etwa 60 Pf.) Weitzen. Die Erbpächter mußten ihr Korn auf der gutsherrlichen Mühle mahlen laſſen, und entrichteten dafür den vierzehnten Scheffel als Mühlenmatte. Zu gleicher Zeit gründeten dieſe klugen Gutsherren, wenn ſie das Land auf dieſe vortheilhafte Bedingung loswerden konnten, auf 20, 30 und 40 oder mehrere Jahre Zeit-Pachtcontracte, während deren ſie eine verabredete beſtimmte Pacht empfingen, und dem Pächter die Ausrottungen vornehmen ließen.

Am nachtheiligſten waren für die Canadiſchen Bauern und für die Vervollkommnung der dortigen Landwirthſchaft das dort eingeführte Gutsherren-Recht (lods et ventes) oder Abgaben auf alle Veränderungen des Eigenthumes in dienender Hand in Allodial-Einweiſungen. Vermöge dieſes herkömmlichen Rechtes empfängt der Gutsherr bey jeder Veränderung in der frohndenden Hand, d. h.: derjenigen des Bauers, ein Zwölftel des Kaufgeldes. Dieſes Zwölftel muß der Käufer einer Landſtelle außer dem bedungenen Kaufgelde erlegen. Damit aber der Gutsherr ſicher iſt, daß er bey der Angabe des Kaufpreiſes im Contracte nicht betrogen werde, ſo hat der Gutsherr jedes Mahl das Vorkaufs-Recht gegen Erlegung des im Contracte benannten Kaufpreiſes, wenn er die Meynung hegt, daß das Gut mehr werth ſey, und ſich in vierzig Tagen nach der Vorlegung des Kauf-Contractes erklärt, daß er das Gut behalten wolle.

Nach dem Lehenrechte wird in Nieder-Canada eine Landſtelle erworben, wenn der belehnte Bauer verſpricht, ſeinem Gutsherrn treu und hold zu ſeyn, und ihm für die Nutzung des Lehens gewiſſe

feſte Zinſen zu entrichten. Der Belehnte muß ferner folgende Abgaben ſeinem Lehensherrn entrichten. Erſtlich die Quinte, nähmlich den fünften Theil des Kaufgeldes oder des Tauſchpreiſes. Von dieſer Abgabe ſind nur die Erben durch Erbrecht in niederſteigender Linie frey. Wenn der Käufer die Quinte auf der Stelle bezahlt, ſo iſt er zum Rabbat von zwey Drittheilen des Belanges berechtiget.

Ferner gebührt dem Lehensherrn das Relief, d. h.: in gewiſſen Veränderungsfällen das Einkommen des Lehengutes in einem Jahre. Wenn das Lehen vom alten Beſitzer auf den nächſten Erben in auf- oder niederſteigender Linie vererbt wird, ſo iſt der belehnte Meierpflichtige ſeinem Guts- und Lehensherrn nichts als Treue und Gehorſam ſchuldig. Wenn aber das Lehen- oder Meiergut an einen Seitenverwandten durch Erbrecht gelangt, ſo muß der Neubemeierte dem Lehen- oder Meierherrn das Relief zahlen, und damit der Lehens- oder Meierherr nicht betrogen werde, ſo hat derſelbe das Recht, die Natural-Nutzung des Gutes anzunehmen, wenn der Neubemeierte das Einkommen des erſten Jahres zu niedrig anſchlägt.

Ganz anders iſt aber das Erbfolge-Recht bey Succeſſionen in herrſchender Hand (in manu dominante). Der älteſte Sohn, wenn mehr als zwey Söhne vorhanden ſind, erhält das ſogenannte Schloß oder die Burg mit einem Acker des daran ſtoßenden Gartens, die alleinige Nutzung der Bann-Mühlen, Bann-Preſſen und Bann-Backöfen in der ganzen Herrſchaft im Voraus. Die übrige Erbſchaft wird unter die Erben gleich getheilt, wenn ihrer mehr als zwey ſind; wenn aber nur zwey Erben vorhanden ſind, ſo zieht der älteſte Erbe außer dem bemeldeten Vorzuge zwey Drittheile des Nachlaſſes, und der jüngere Erbe ein Drittheil desſelben. Stirbt aber der älteſte Sohn ohne Nachkommen, ſo wird unter den überlebenden Söhnen die Erbſchaft zu gleichen Theilen vertheilt.

In Canada kann ein verehelichter Mann über ſeine Grundſtücke ohne Zuſtimmung ſeiner Gattinn diſponiren; denn das ſogenannte Frauenrecht gibt ihr, nachdem ſie Gattinn geworden, die eine Hälfte ſeines Vermögens, ſowohl desjenigen, was er beym Antritte der Ehe beſitzt, als auch desjenigen, was ihm durch die geſetzliche Erbſchaft in niederſteigender Linie zufällt. Man nennt dieſes Erbrecht der Frau ihren geſetzlichen Brautſchatz, und unterſcheidet im Canadiſchen Landrechte den ſogenannten beredeten Brautſchatz, welcher bisweilen im Heiraths-Contracte der Ehefrau ſtatt des geſetzlichen Brautſchatzes in einer beſtimmten Geldſumme zugeſichert wird. Überlebt die Ehefrau ihren Ehegatten, ſo hat ſie über das, was ihr der Mann zum Brautſchatze einſetzte, weder das Recht, ein Teſtament zu machen, noch über die Subſtanz zu diſponiren; denn es fällt nach

ihrem Tode an die Kinder des Ehegatten, der ihr den Brautſchatz ausgeſetzt hat.

Dieſe Gütergemeinſchaft zwiſchen Mann und Frau hat manche Unzuträglichkeiten; denn wenn die Frau ohne Teſtament ſtirbt, ſo haben die Kinder das Recht, vom Vater die Hälfte ſeines Vermögens als Nachlaß der Mutter zu fordern. Es hilft nichts, wenn auch der Vater erklärt, daß er im Stande iſt, durch die fortgeſetzte Benutzung des ganzen Grundſtückes die jüngeren Kinder beſſer zu unterhalten und zu erziehen. Es iſt nicht ſelten der Fall, daß Kaufleute, welche es vortheilhaft finden, mit ihren Creditoren über ihre Forderungen abzuhandeln, hernach ein neues Handlungs-Comptoir unter der Firma ihrer Frauen führen, aber freylich nicht ohne ſtarken Verdacht, daß, obgleich die Gütergemeinſchaft unter den Ehegatten einmahl getrennt worden iſt, dennoch ſolche noch immer fortdauert.

Man kann kein Grundeigenthum in Canada mit Sicherheit erwerben, wenn nicht vorher der Diſtricts-Richter Verkaufs-Proclamationen erlaſſen hat. Erſt wenn die Angabefriſt abgelaufen iſt, kann der Käufer ſicher ſeyn, daß von ihm nicht mehr gefordert werden kann, als das Angabe-Protocoll enthält.

23.

Blicke in die Staats-Verfaſſung und Staats-Verwaltung Ober-Canada's, in Beziehung auf manche dortige ſonderbare Social-Verhältniſſe.

Das Recht und die Form der Statthalterwürde iſt in beyden Canada's gleich.

Der geſetzgebende Körper beſteht aus ſiebenzehn Räthen, welche der König auf Empfehlung des Statthalters ernennt. Dieſer Körper beſteht aus den angeſehendſten Männern in der Provinz. Sie und die Glieder des Vollziehungs-Rathes erhalten den Titel: Ehrenveſte, und ſind unſtreitig dieſes Titels am würdigſten in der Colonie. Sie beſitzen ein mäßiges Vermögen, und nach Canadiſcher Art einige gelehrte Bildung, und ſo viel Rechtſchaffenheit, als man ſonſt vom ſogenannten Amerikaniſchen Adel erwarten darf.

Der Vollziehungs-Rath beſteht nur aus ſechs Mitgliedern, welche meiſtens auch im geſetzgebenden Körper ſitzen.

Das Haus der Repräſentanten oder der Gemeinden zählt vierzig Glieder von allen Nationen, Gewerben und Handwerkern, vom Grobſchmid bis zum gelehrten Anwalt. Große Achtung kann man freylich für einen ſo zuſammengeſetzten Körper nicht haben, in wel-

chem Grobſchmide, Schneider, Gaſtwirthe und Advokaten oft in den gemeinſten Handwerks-Ausdrücken die höchſten Intereſſen ihrer Committenten in Überlegung nehmen. Athletiſche Schreyer gelten dort bisweilen am meiſten, bisweilen aber ein Kleidermacher, der, wie der Schneider Snive, ſo leiſe ſpricht, daß die Zuhörer den Faden ſeiner Gedanken verlieren, die ſie nicht hören können. Man hört darin auch manche Debatte eines Gaſtwirthes, und nach dieſen würdigen Gliedern redet oft ein ehrbarer Anwalt, beſonders wenn die Formen und Privilegien des Hauſes aufrecht erhalten werden ſollen.

Familien-Einfluß oder derjenige des Statthalters iſt im Hauſe der Repräſentanten nur zu ſichtlich. Einſt fragte ich einen mit Canada's Verhältniſſen ſehr wohl bekannten Herrn, wie man dort gewöhnlich einen Sitz im Hauſe der Repräſentanten zu erlangen pflege. Er erwiederte: „Wenn ein Sitz in dieſem Hauſe offen iſt, ſo melden ſich gemeiniglich vier bis fünf Bewerber, und es pflegen Dorfkrämer, Dorf-Advokaten und Glückspilze von Gaſtwirthen ſich unter dieſen zeigen. Wenn ein Krämer gern viel Credit gibt, ſo wird er gewiß zum Repräſentanten erkoren; meldet ſich aber kein ſolcher, ſo wählen ſie gewiß den dümmſten Menſchen im Wahl-Diſtricte, nach dem tröſtenden Axiom: „Daß, wenn er nicht viel Gutes ſtiften werde, er auch nicht viel Schaden anrichten könne.“

Doch gibt es unter dieſen Geſetzgebern immer einige Männer von Gelehrſamkeit und Beredſamkeit, welche mit Ehre im Brittiſchen Parlament Platz nehmen könnten; als: der Ober-Fiscal und der Irländiſche Advokat, Doctor Baldwin, der wegen ſeiner Rechtſchaffenheit in hoher Achtung ſteht; ferner ſind die Herren Sherwood, Hagermann und Jones mit vieler Bildung in jeder Geſellſchaft, ſo wie die Herren Wilſon und Oberſt Nichols, welche allerdings Talente beſitzen. Die meiſten andern Herren möchten geſchicktere Canal-Arbeiter als Geſetzgeber der Provinz ſeyn. Die Aufklärung iſt in Canada ſchon ſo weit gediehen, daß die meiſten Mitglieder der Repräſentanten-Kammer die Entwürfe der ihnen vorgelegten Geſetze ſelbſt leſen können, beſonders wenn ſie mit großen Buchſtaben geſchrieben ſind. Verſchiedene, welche vormahls ihre Nahmen noch nicht ſchreiben konnten, ſind wenigſtens dahin gelangt, ein erträgliches Kreuz machen zu können. Da aber jetzt die Abendſchulen in Nieder-Canada allgemein zu werden anfangen, ſo darf man hoffen, daß in den folgenden Sitzungen alle Glieder im Stande ſeyn werden, die geſchriebenen Protocolle der Verhandlungen ſelbſt zu leſen.

Ich bemerkte in den Wahlverhandlungen, welchen ich beywohnte, daß die Candidaten in ihrer Bewerbungsrede gemeiniglich damit anfangen, einige ſcandalöſe Nachrichten über das Leben und den Ch[illegible]

rakter ihrer Nebenbuhler dem Publikum mitzutheilen, z. B.: daß die Väter keine rechtſchaffenen Männer und die Mutter von ſchwacher Tugend geweſen wären. Selbſt die Verwandtſchaften derſelben werden nicht geſchont. Nach Tiſche eſſen und trinken dieſe Herren, welche auf einander weidlich geſchimpft hatten, mit einander, und ſind beſonders des Abends nach der Erzählung Canadiſcher Zeitungen mit einander recht fröhlich.

So ein Candidat, welcher zu einem Sitze im Hauſe der Repräſentanten aus der Hefe der Ungebildeten, die aber doch bisweilen zu vieler Achtung ihrer Landsleute durch Reichthum und demokratiſche Umtriebe gelangt, pflegt gemeiniglich, um deſto mehr Eindruck auf die Zuhörer zu machen, ſeine zu haltende Rede an die Wahlherren in einem der Urwälder Canada's vorher zur Probe zu declamiren.

Deſſen ungeachtet muß ich geſtehen, daß es vor 10 und 20 Jahren noch weit gemeiner in unſerm Unterhauſe ausſah. Jeder Repräſentant erhält zwey Dollars Tagegeld, und zum Reiſegeld für jede Engliſche Meile vier Ggr. Dieſer Aufwand wird durch eine Famlien-Steuer aufgebracht, und obgleich ſie jeden Eigenthümer nur mit einer Abgabe von vier Ggr. beſchwert, ſo nennt man ſie doch eine ſchwere Laſt; man mußte ſich jedoch entſchließen, den Repräſentanten Tagegelder auszuſetzen, weil ſich ſonſt ſchwerlich ein Dutzend ſolcher Perſonen zu dieſen Ehrenſtellen aus der ganzen Provinz gemeldet haben dürften. Es iſt hier Jedermann mit ſeinen häuslichen Angelegenheiten ſo ſehr beſchäftiget, daß ohne dieſe Unterſtützung Concurrenten gefehlt haben würden.

Bis zum Jahre 1820 wurden die Debatten nicht publicirt, ſeitdem aber ſchreiben die beyden geſchickten Irländiſchen Stenographen Carey und Collin's für einen jährlichen Gehalt die geſprochenen Reden nieder, und revidiren, corrigiren und publiciren ſolche. Wenn auf ſolche Art die gedachten Reden mit vieler Mühe überarbeitet worden ſind, laſſen ſich dieſelben freylich leſen. Wenn man aber die Wahl hätte, die wirklich gehaltenen Reden auf's Aufmerkſamſte eine ganze Seſſion hindurch anhören zu müſſen, ſo wäre dieſe Frohne der Ohren für einen gebildeten Mann eine ärgere Pein und Strafe, als die Transportation nach Van-Diemens-Land.

Die Civil-Juſtiz in Ober-Canada verwaltet der Gerichtshof von Kings-Bench mit einem Oberrichter, zwey Beyſitzern, einem Fiſcal und Staats-Anwald. Jedes Diſtricts-Gericht hat ſeinen eigenen Richter und ein Klage-Gericht, in dem die Magiſtrate ohne Zulaſſung von Advokaten die Sachen abmachen. Vierteljährlich ſitzt das Diſtricts-Gericht in jeder Aſſiſen-Stadt und alle vierzehn Tage das Klage-Gericht. Die Diſtricts-Richter werden unter dem großen Siegel der

Provinz mit einer Beſtallung verſehen, waren gemeiniglich vorhin Magiſtrats-Perſonen, und geben Erkenntniſſe in allen Contract-Sachen von zwey bis fünfzehn L. St. in Werth; in allen Transactions-Sachen bis 40 L. St. in Werth, und in perſönlichen Klagen, wenn der Schadenſtand nicht 50 L. St. beträgt. Selten ſind die Richter vormahlige Advokaten, haben aber immer Geſchworne zum Beyſtande, ſo wie die Urtheile nicht immer für gerecht paſſieren; denn das Publikum hat wenig Zutrauen zu den Diſtricts-Richtern, weil vom Brittiſchen Rechte die Herren wenig verſtehen, und die ſehr unabhängigen Geſchwornen nicht zu gewiſſenhaft ſind. Letztere ſollen für ihre Freunde zu viel Vorliebe, gegen ihre Feinde zu viel Bosheit in ihren Orakelſprüchen äußern. Zugleich ſportulirt die heilige Juſtiz in Canada ſehr theuer.

Vor das Klagegericht gehören alle ſogenannten kleinen Sachen von einem Belange unter fünf L. St. Von dieſen Rechtsſprüchen kann nicht appellirt werden, und zwey Magiſtrate müſſen zugegen ſeyn. — Wenn der Kläger eine Forderung von weniger als 40 Sh. beſchwört, ſo kann ihm ſolche zuerkannt werden, wenn aber die Summe größer iſt, und nicht aus einer Kaufmanns-Rechnung oder einer Verbriefung herrührt, ſo muß wenigſtens E i n Zeuge den Klagegrund eidlich beſtärken. Mag anderswo eine Summe von vier bis fünf L. St. eine Kleinigkeit ſcheinen, in Ober-Canada iſt das bare Geld ſo ſelten, daß dieſe Summe dort ſchon bedeutend iſt, weil die meiſten Landleute kaum ein Fünftel dieſes Belanges bar beſitzen, und doch ſind die Landſtellen ſelten weniger als 1000 L. St. werth. Daher iſt ein unbilliges Urtheil ſelbſt bey kleinen Summen dort drückend. Ich habe erlebt, daß wegen Schuldforderungen von 14 bis 15 Sh. ſchöne Landſtellen zum gerichtlichen Verkaufe gebracht wurden.

Für jedes kleine Geſchäft einer Canadiſchen Magiſtrats-Perſon iſt ſie zu einer Sportelnhebung berechtiget, und mancher ſolcher Poſten iſt einträglich. Es werden die meiſten Copulationen in Ober-Canada durch dieſe Juſtiz-Männer vollzogen. Zwar gebührt ihnen nur fünf Sh. (40 Ggr.) für jede Trauung; ſie erhalten aber gemeiniglich drey bis fünf Dollars für dieſe Mühwaltung. Doch kann man ſich nur durch die Juſtiz trauen laſſen, wenn die Verlobten 18 Meilen von ihrem Prediger wohnen, nachdem der Magiſtrat drey Wochen vor der Trauung die Notification an der Gerichtsſtätte hat anſchlagen laſſen. — Für jeden Befehl in Civil- und Criminal-Sachen erhält der Richter vier Ggr., für einen beſiegelten Befehl dagegen 40 Ggr., und für ein Executorial-Urtheil in geringfügigen Sachen 32 Ggr. So einträglich übrigens eine ſolche Stelle ſeyn mag, ſo wenig iſt ſie in dem Auge der Canadier ehrenvoll und mit einer Auszeichnung verbunden;

denn Jedermann hält ſich in der Colonie mit ſeinem Nachbarn gleich. Mit ſeltenen Ausnahmen ſind die Canadiſchen Magiſtrats-Perſonen in allen Kenntniſſen, die nicht ihr Gewerbe direct berühren, höchſt unwiſſend.

Übrigens iſt die dortige Regierung ſo unvorſichtig, manche für ihr Amt nicht mit Fähigkeiten begabte Männer anzuſtellen, welches z. B. im Londoner Diſtricts der Fall iſt, wo es, Beyſpiels halber, nicht an geſchäftskundigen auf halbem Solde ſtehenden Officieren fehlt; aber die Colonial-Regierung befördert nur ſolche Männer, die weder Verſtand noch Talente genug beſitzen, um ſich mit der Würde unabhängiger Männer gegen ausſchreitende Staats-Verwalter zu betragen. Es fehlt nicht an Beyſpielen, daß die Regierung Beamte caſſirte, die ſich nichts zu Schulden kommen ließen, als daß ſie ungeſetzliche Handlungen der Central-Behörde mit grellem Lichte aufdeckten.

Als der berüchtigte Gourlay zuerſt in der Provinz auftrat, gewann er alle Gemüther dadurch, daß er ein feuriger Patriot zu ſeyn ſchien Er ſprach immer von großen Verbeſſerungs-Planen, und klagte über manchen Druck, der in der That nur eingebildet war. Um ſeine Plane durchzuſetzen, veranlaßte er Diſtricts-Verſammlungen, und verſicherte dann, daß er eine große Auswanderung der Coloniſten in ein Land Goſen in den Canadiſchen Wildniſſen beabſichtige.

Gourlay hatte in der Provinz viele Freunde, welche dieſem Volksverführer mehr trauten, als er verdiente. Daher war er der wahre Abgott der Canadier, als er bey meiner Ankunft in Canada im Jahre 1818 wegen eines Libells wider die Regierung vor dem Aſſiſen-Gerichte in Brockville verklagt worden war. Meiner Meynung nach war er ein Glied der radicalen Kette, die in England aus demokratiſcher Wuth das weiſeſte und patriotiſchſte Miniſterium, welches England ſo vielen Segen gebracht hatte, in Schatten ſtellen wollte. Mochte ich den Canadiern noch ſo deutlich darſtellen, daß ihr Götze ſie hinter's Licht führe, ſo fuhren ſie dennoch fort, ihn für ihren Heiland zu halten. Als er, freylich in ungeſetzmäßiger Form, aus dem Lande verwieſen wurde, wurden alle Perſonen, welche verdächtig waren, ſeine Anhänger zu ſeyn, und unter dieſen manche Juſtiz- und Miliz-Beamte, außer Function geſetzt, obgleich alle dieſe Menſchen in dem letzten Kriege mit den vereinigten Staaten ihre treue Anhänglichkeit an die Krone Englands genug bewährt hatten; aber ich wage zu weiſſagen, daß in ähnlichen Begebenheiten die nähmlichen Menſchen ihre Treue künftig weniger bewähren werden. Selbſt ein unterdrücktes Kind wird aufhören, ſeinen Vater zu lieben, und wenn eine ſogenannte freye Regierung unſchuldige und unſchädliche Perſonen mit Härte und Ungerechtigkeit behandelt, ſo muß das die Loya-

litát der Männer von Kopf und unabhängigem Geiſte ſchwächen. Dieſe, durch keine Nothwendigkeit gerechtfertigte Verfolgung und rechtloſe Beſtrafung manches treuen Unterthanes und Beamten der Krone Englands, iſt eine der unvolksthümlichen Handlungen des gegenwärtigen Vice-Statthalters, welche die Canadier beſonders empört hat.

24.

Manches Eigenthümliche in den Sitten der vornehmeren Bewohner von Ober-Canada.

Die jetzige Bevölkerung der Provinz iſt ſeit dem Jahre 1821 wenigſtens um 150,000 Einwohner geſtiegen *). Die vielen neuen Einwanderer beſtehen faſt aus allen Nationen Europa's, und faſt aus allen Staaten des vereinigten Nord-Amerika's; aber nach einem Aufenthalte weniger Jahre in Canada nehmen die Einwanderer die nähmlichen Sitten und Denkart, wie die alten Einwohner, an. Im Ganzen ſind die meiſten Einwanderer aus der niedrigſten Claſſe des Landes, das ſie verließen, und die abſurden Begriffe über Gleichheit der Menſchen und perſönliche Unabhängigkeit eines Canadiers ſtecken auch die Einwanderer ſehr ſchnell an. Mögen die Amerikaner unter republikaniſcher oder monarchiſcher Verwaltung leben, ſo hegen ſie in beyden Fällen den Dünkel, daß in Amerika Alles beſſer und vernünftiger als in Europa eingerichtet iſt, und legen ihre vaterländiſchen Sitten und Denkart durchaus ab. Sie ſtudieren die Rechte der Menſchen, der Gleichheit der Anſprüche Jedermanns an die Wohlthat des Staaten-Vereines, und endlich die wahre Natur der Unabhängigkeit, legen die alte Höflichkeits- und Unterwürfigkeitsbezeigung ab, und leider auch die frühere Rechtſchaffenheit des Charakters, von der man in Amerika nicht viele Beyſpiele ſieht. Ein armer Schottiſcher Hochländer oder Irländer aus dem Gebirge brüſtet ſich in Canada ungefähr eben ſo, als in London ein neu erwählter Alderman. Kurz, es fehlt dieſen jungen Glückspilzen an keiner Art ſolcher Anmaßung.

---

*) Mehrere Engl. Blätter ſchätzen zwar die Bevölkerung Ober-Canada's bereits auf mehr als eine Million Einwohner; es iſt aber unglaublich, daß die Volkszahl jetzt auch nur eine halbe Million bereits ſeyn ſollte. Mit Hülfe der neueſten Karten ſieht man, daß die Regierung immer weiter nach Weſten, hart an der Amerikaniſchen Gränze, bedeutende Militär-Niederlaſſungen gründet, aber den Fehler begeht, ſolche Anfangs zu wenig zu bevölkern. Anm. des Überſ.

In der Regel ſind die Ober-Canadier groß, ſchlank und wohlgewachſen. Ihre Geſichtsfarbe iſt wenig ſchöner als diejenige ihrer wilden Nachbarn; doch gefällt ſie nicht übel; ihre Geſichtszüge ſind im Allgemeinen gutmüthig, verrathen aber nicht viel Verſtand, und haben wenig Ausdruck. Von früher Jugend an zu ſchwerer Arbeit gewöhnt, ſind die Canadier ſtark, athletiſch und gewandt. Selbſt der dortige Pöbel trägt ſich Engliſch und in langen Beinkleidern. Das Frauenzimmer iſt in der Regel mehr als mittlerer Statur und ſchlank, ohne doch dabey wohl gewachſen zu ſeyn; es hat eine blaſſe Geſichtsfarbe, bisweilen ſchöne ſchwarze Augen, aber keine unwiderſtehlichen Reitze, welche das Herz einnehmen und das Gemüth feſſeln. Schon als Kinder pflegen ſie zu heirathen; aber gemeiniglich altern ſie auch ſchon vor dem 30. Jahre, da man oft ſchon vor ihrem 25. Jahre ihr Auge matter und ihren Körper magerer werden ſieht. Ihre Unterhaltung, wenn ſie überall zu ſprechen Luſt haben, hat ſelten Intereſſe, iſt niemahls geiſtreich, und erſetzt keinesweges den gewöhnlichen Mangel aller perſönlichen Reitze. Kaum trifft man ein zwanzigjähriges Frauenzimmer an, welches nicht ſchon die Hälfte ihrer Zähne verloren hätte, indeſſen die andere im Faulen begriffen iſt. Sie haben ſehr häufig Kröpfe, welches man hier dem Trinken des Schneewaſſers zuſchreibt. Ich habe aber nicht bemerkt, daß ſich dieſe Krankheit in Schneegebirgen häufig findet. Auffallend iſt es, daß man dieſe Kröpfe unter den Männern ſo ſelten findet, da dieſe doch weit mehr Schneewaſſer als die Weiber trinken. Am gemeinſten iſt dieſe hernia gutturis nördlich des Fluſſes Ohio, und im Weſten der Alleghany-Gebirge. Der geweſene Senator der vereinigten Staaten für Connecticut, Uriah Tracy, mußte in Auftrag der Regierung dieſe Gegenden genau bereiſen, und fand die Kröpfe häufiger in den alten Niederlaſſungen, übrigens ſolche nur an gewiſſen Puncten ſehr verbreitet. Der Kropf zeigt ſich bald am Nacken, bald vorn an der Kehle, bald an den Seiten, und von höchſt ungleicher Größe. Der Kropf iſt gemeiniglich mit einem ſteifen Halſe, einem ſteten körperlichen Schmerz und oft mit einiger Schwächung der Lebensgeiſter verbunden. Wenn der damit Behaftete vom Fieber oder einer andern Krankheit befallen wird, ſo pflegt der Kropf zu ſchmerzen. Es iſt ferner bekannt, daß dieſe Krankheit mehr Frauenzimmer als Männer befällt; mehr Kinder als Erwachſene; mehr ſchwache als kräftige Menſchen. Iſt der Kropf ſtark, ſo macht er die Kranken auffallend häßlich. Setzt der Kranke ſeine Lebensart wie vorher fort, oder wechſelt ſeinen Aufenthalt nicht, ſo pflegt der Kropf immer größer zu werden. Wandert aber der Kranke in eine Gegend aus, wo die Kropfkrankheit nicht herrſcht, ſo nimmt ſie oft ab, oder verſchwindet ganz. In den höch-

ſten Stadien iſt die Krankheit unheilbar, und man muß hoffen, daß die Vorſehung beſſere Heilmittel, als bisher, dagegen entdecken laſſen wird. Wo der Kropf herrſcht, da pflegt man die minderen Grade nicht einmahl zu achten.

In Ober-Canada gibt es nur zwey Claſſen der Geſellſchaft; die erſte beſteht aus Profeſſioniſten, Kaufleuten, Civil- und Militär-Beamten und den Gliedern des Provincial-Parlaments. Die zweyte Claſſe beſteht aus Landbeſitzern, mechaniſchen Handwerkern und Taglöhnern, welche ſich einander gleich halten. Zwar kleidet ſich die erſte Claſſe wie in England, aber die Männer haben weniger Bildung, als dort. Man liebt große öffentliche Geſellſchaften, und ſetzt wenig Werth auf kleine häusliche Zirkel. Beſonders im Winter verſammelt man ſich häufig auf den ſogenannten Subſcriptions-Bällen. Daher trifft man ſelbſt in jedem Gaſthofe auf dem Lande einen räumlichen Tanzſaal; gewiſſe Unternehmer beſorgen dieſe Förderung der Geſelligkeit, und ſind dem Gaſtwirthe, wo die Geſellſchaft zuſammen kommt, für die Entrichtung der Beyträge verhaftet. Gewöhnlich koſtet einem Herrn ein ſolcher Abend für Thee, Wein, andere Getränke und die Mahlzeit 5 Dollars. Für Damen und einen Diener, welche man mitbringt, wird nichts entrichtet. Jedermann zeigt ſeine Karte vor, wird eingelaſſen, aber von Niemanden vorgeſtellt, und bis der Tanz beginnt, iſt Alles ſtill. Die Herren ſitzen an der einen Seite des Zimmers, und die Damen gegenüber an der andern. Keine Herren unterhalten ſich ſpeciell mit den Damen. Wenn der Tanz angeht, ſo verbeugt man ſich tief vor der Dame, mit der man zu tanzen wünſcht, ohne ein anderes Zeichen ſeines Wunſches.

Man liebt beſonders ſehr verwickelte Engliſche Tänze, und wenn es zu Tiſche gehen ſoll, führt der Herr ſeine Dame zur Tafel, und kehrt nachher ohne ſie in das Ballzimmer zurück; denn die Damen ſpeiſen allein; und wenn dieſe fertig ſind, nehmen die Herren ihre Plätze an der Tafel ein. Das Tanzen erneuert ſich nach der Mahlzeit, und dauert bis nach angebrochener Morgenröthe fort.

Iſt gleich die ſogenannte erſte Claſſe in der Regel keines vornehmen Urſprunges, da die meiſten vom Glücke Begünſtigten ſich zur vornehmen Geſellſchaft halten, ſo haben ſie doch allgemein die Unverlegenheit der Brittiſchen Landherren. Aber die Damen haben lange nicht die Bildung, welche man in Großbrittannien und Irland ſo allgemein findet. Leichter erhebt ſich freylich der Mann, dem das Glück wohl wollte, zu den äußeren Sitten des vornehmeren Standes, aber dieſe Umwandlung hält bey Frauenzimmern viel ſchwerer; denn der weibliche Charakter, wenn er ſich einmahl gebildet hat, pflegt ſich nicht leicht zu verändern, und irgend etwas Gemeines im

Betragen der Damen klebt, nach Doctors Johnſon's richtiger Bemerkung, der über ihre Geburt erhobenen Weiblichkeit beſtändig an*).

Meine hohe Achtung für Europäiſche Damen lehrte mich von früher Jugend an, in Reden und Manieren nichts zu verabſäumen, was den ſchönen Europäerinnen gefällig ſeyn konnte. Hier konnte ich aber in der ſogenannten beſten weiblichen Geſellſchaft als ein Stoiker ſitzen und mich mit den Damen unterhalten, ohne daß es mir darauf ankam, ihren Beyfall oder ihre Achtung zu erlangen. Meine Landsmänninnen betrachtete ich ſtets als Weſen höherer Art, und weihete ihnen reſpectvollen Gehorſam; aber in einer Geſellſchaft der Amerikanerinnen bewies ich wohl Achtung, aber niemahls die hohe Ehrfurcht, welche mir meine Landsmänninnen einflößten. Ich befand mich als Sclave der letzteren glücklicher, als in meiner Freyheit den Amerikanerinnen gegenüber.

Ich möchte nicht gerade behaupten, daß die jungen Damen in Ober-Canada viel weniger Schulkenntniſſe als meine Landsmänninnen beſäßen. Zwar ſind natürliche oder erworbene Talente, welche die Geſellſchaft ſchmücken, in Ober-Canada ſelten, aber die Meiſten haben doch eine anſtändige, wenn auch nicht gerade modiſche Bildung; nur ſucht ſich die Canadierinn nicht durch Leſen ferner fortzubilden, und hat, ſey es aus natürlichem ſtillen Weſen oder aus Mangel an Stoff zur Unterhaltung, einen Abſcheu, zu ſprechen. Stundenlang können ſie in der Geſellſchaft ſitzen, ohne im Mindeſten an dem, was vorgeht, Theil zu nehmen. Man befindet ſich in einer dortigen gemiſchten Geſellſchaft in Gefahr, durch den angenommenen Ernſt ſich lächerlich zu machen. Es iſt eben ſo unmöglich, der Sonne oder dem Monde Stillſtand zu gebiethen, als durch glänzenden Witz oder Satyre der übrigen Geſellſchaft ein Lächeln abzuzwingen, und doch ſagt man, daß Canada's Schönen außer der großen Geſellſchaft mit Männern eine ſehr geläufige Zunge haben ſollen. Nur ſo lange die Männer zugegen ſind, ſcheint ihre Seele gefroren zu ſeyn, und mit der Entfernung der Männer erſt ihr Leben wieder zu gewinnen.

Da man bey den Heirathen in Canada auf beyden Seiten auf Vermögen nicht ſehr ſieht, und die Ältern den Neigungen ihrer Kinder ſelten Zwang anlegen, ſo pflegt eine fünf und zwanzigjährige Jungfrau dort ohne Hoffnung zu ſeyn, einen Mann zu finden; denn in dieſem Alter pflegen die Canadierinnen ſchon eine zahlreiche Nachkommenſchaft zu beſitzen. Weil aber Canada mehr Männer als Frauen-

*) In Deutſchland will man das Gegentheil bemerkt haben.
Anm. d. Überſ.

zimmer zählt, ſo ſind daſelbſt alte Jungfern ſelten, weil es ſo leicht iſt, eine Familie zu ernähern, ſelbſt bey nur gemeiner Induſtrie; dagegen iſt das Leben eines Hageſtolzen in dieſem dünnbewohnten Lande mit unzähligem Ungemache verbunden, weil man den häuslichen Umgang durch nichts dort erſetzen kann. Es verheirathet ſich daher in Canada Jedermann vor ſeinem 25. Jahre, und die heirathsfähigen Frauenzimmer ſind ſelten in einem Lande, wo immer drey Männer gegen ein Franenzimmer einwandern. Obgleich ſelten ein unverheirathetes Mädchen unverleumdet eine Gattinn wird, ſo ſollen ſie doch treffliche Gattinnen nachſichtiger Ehemänner ſeyn, welche nichts dagegen haben, daß ihre Nachbarn mit ihnen die Liebe ihrer Gattinnen theilen. Nach den erhabenen Begriffen der Freyheit der republikaniſchen oder monarchiſchen Amerikanerinnen lernen ſie mit der Muttermilch, ihre Zuneigung einem einzelnen Manne niemahls zu ſchenken. Liebe und allgemeine Stimmenfreyheit für Jedermann, ſind in Amerika an der Tagesordnung, und Gnade dem Manne, welcher dieſe hohe Weisheit nicht zu faſſen vermag. Sein Kopf und ſein Herz werden viele Schmerzen haben, indeſſen ſein Auge Thränen über die Untreue genug vergießen mag. Ein edler Lord behauptete einmahl, daß in einer gewiſſen Nation alle Damen tugendhaft ſchienen, und dennoch unkeuſch wären. Hätte dieſer Lord unſere edle Colonie näher kennen gelernt, ſo würde ſeine kühne Behauptung auf dieſe Colonie richtiger angewendet worden ſeyn.

Das Hauptvergnügen der Herren vom Stande in Canada iſt: viel zu trinken, Karten zu ſpielen und an den Wetten bey Pferderennen Theil zu nehmen. Selten trennt ſich auf dem Lande eine Mannsgeſellſchaft im Wirthshauſe ohne hohes Spiel, und man kommt völlig betrunken zu Hauſe. Trinken die Herren zwar wenig Punſch oder Wein, ſo nehmen ſie doch deſto mehr Grog, ſtarke Liqueure oder Branntweine in jeder Stunde des Tages oder der Nacht zu ſich.

25.

Lebensart und Sitten der ſogenannten zweyten Geſellſchaft in Ober-Canada.

Die ſogenannte zweyte Claſſe iſt in dieſer Provinz das, was man in Europa die mittlere Claſſe nennt. Sie iſt ungeheuer grob, und unterhält ſich gern von Gemeinheit und Unzucht, wobey ich mich

möglichſt hüthen werde, etwas zu übertreiben und in irgend einer Art den Anſtand zu verletzen.

Im Materiellen ſtehen dieſe Menſchen in Gewohnheiten und Sitten wenig von der vornehmeren Claſſe ab; nur iſt die zweyte Claſſe weniger verſtändig, und noch neugieriger als die erſte. Nach einem Provincial-Geſetze iſt der Sohn ſeinem Vater bis zum angetretenen 21. Jahre die Arbeitshülfe in der Hauswirthſchaft ſchuldig, und wenn dieſer Zwang aufhört, verſchwindet auch die Autorität der Ältern. Die Canadierinnen dieſer Claſſe ſind übel erzogen, ſehr wollüſtig, und lieben den Putz. Alles im Hauſe iſt höchſt reinlich, nur nicht ihre Perſon; außer wenn ſie in Geſellſchaften erſcheinen. Vielleicht gibt es keine Weiblichkeit, die an buntem Putze ſo viele Freude hat als dieſe. Wenn die Arbeit des Mannes oder des Vaters, oder Geſchenke der Liebhaber ihnen einen prächtigen Anzug verſchaffen kann, ſo tragen ſie ihn gewiß, ſo gemein auch ihr Geſchmack in der Wahl ihres Putzes iſt. Ihr ſchwarzes ſeidenes Staatskleid hat zur Beſetzung ein hochrothes oder grünes Band. Die Strümpfe haben blaue Strumpfbänder; Schuhe, welche niemahls gewichſt worden ſind, muſſelinene Halskragen mit Azur und Scharlach eingefaßt, und einen Hut von reichem Taffet und dem feinſten Glanze trägt die Dame bey ihrem Reitkleide; denn ſelbſt ihre Dienerinn muß Reitkleider haben. Auf Reiſen im Lande trifft man beſtändig ſo geputzte Damen an, wenn ſie z. B. auch nur Äpfel oder Eyer zu Markte bringen. Nicht ſelten reitet eine Mutter mit ihrem Kinde im Arme, ohne dabey verlegen zu ſeyn.

Freylich heirathen hier die Mädchen jung; aber ſelten den Mann ihrer erſten Liebe, und, außer in den Städten, wo die böſen Sitten Europa's herrſchend zu werden anfangen, ſind Geldheirathen ſehr ſelten. In manchen Theilen Canada's, beſonders in den neuen Niederlaſſungen, iſt der Mangel an Frauen ſo groß, daß die Väter ihre mannbaren Töchter den Meiſtbiethenden oft nicht wohlfeil zuſchlagen. Doch iſt dieſes nicht allgemeiner Gebrauch, und geſchieht nur dann, wenn mehrere Brautwerber ſich zugleich melden, wo denn der reichſte Bräutigam in Canada's natürlicher Sprache, des Vaters Tatze am fetteſten ſchmiert, und dadurch die Oberhand über ſeine glücklichen Nebenbuhler erlangt. Man glaube aber deßhalb nicht, daß ſich die Canadierinn wie in Europa in der Wahl ihres Eheherrn von ihren Ältern leiten laſſe; denn eine Canadiſche achtzehn Jahre alte Schöne iſt geneigter, bey dieſer Wahl die Sterne zu fragen, als ihre Ältern. Achtzehn Jahre alt, glaubt ſie jetzt ganz unabhangig zu ſeyn und über ihre Perſon frey diſponiren zu können. Bis ſie aber achtzehn Jahre alt iſt, muß ſie dem Vater in ſeinem Haushalte hel-

fen, und wenn er nicht, wie oben erwähnt, geſchmiert worden iſt, ſo wird er nicht gern ſeine Zuſtimmung zur frühen Heirath der Tochter geben.

Nach Landesgebrauch erwartet man nicht, daß der Jüngling, der zwanzig Jahre alt iſt, noch länger bey ſeinem Vater bleibe; wenn er aber, ohne Hausarbeit zu leiſten, dort zu leben fortfährt, ſo muß er für Wohnung und Koſt bezahlen; dagegen bezahlt ihm wieder ſein Vater, wie einem Fremden, jede geleiſtete Arbeit. Die erſte Sorge iſt, ſich mit Hülfe ſeiner Freunde ein Haus zu bauen, und nun auf die Freyte zu gehen, um ſich eine Frau zu ſuchen. Sobald in dieſem Lande die Mädchen den Kinderrock abgelegt haben, ſehen ſie ſich als Candidatinnen des Eheſtandes um einen Liebhaber um, die friſchblühende Roſe wird vom väterlichen Stamme geriſſen, und an den Buſen eines lauernden Schwanes geſteckt. Vor der Woche, in welcher der Jüngling heirathen will, iſt er weit entfernt, ſeine Wünſche und Hoffnungen auf eine einzige Schöne zu beſchränken. Jedes mannbare Mädchen dieſer Claſſe wird ſofort zu Markte gebracht; heute iſt die Weiblichkeit ein Kind, morgen Braut, übermorgen Frau, und oft noch in der nähmlichen Woche Mutter.

Ein ſogenannter Canadiſcher Heirathsgänger läßt ſich ſelten von einem Verwandten begleiten. Er tritt in das Haus der Schönen, die mit ihm alle ſeine weltlichen Güter theilen ſoll, als ein Junggeſell, und findet er, daß die Familie ihn freundlich aufnimmt, ſo ſchwatzt er mit ſolcher unbefangen bis Abends; hüthet ſich ſehr, einen förmlichen Heirathsantrag zu machen; aber er fragt die Schöne, ob ſie erlauben will, daß er am nächſten oder an einen andern beſtimmten Abend wieder kommen darf. An dieſem Abende erſcheint er abermahls ohne Begleitung, und wird mit Achtungsbeweiſen und allen Leckerbiſſen der Jahreszeit aufgenommen. Bis zum Thee hat er ſelten Gelegenheit zur Unterhaltung mit ſeiner Schönen, da ſie bis dahin mit der Zurüſtung eines Canadiſchen Mahles genug beſchäftiget iſt. Bald nach dem Thee geht die Familie zu Bett, und läßt den Helden und die Heldinn im vollen Beſitze des Speiſezimmers, das unter andern Bequemlichkeiten auch ein Bett in einem Winkel beſitzt, bis zum andern Morgen. Was ſie dort machen, darum bekümmert ſich Keiner. Immer folgt nun ein Stillſtand der Beſuche, und wenn beyde Theile mit einander zufrieden geweſen ſind, ſo verſpricht der Bräutigam, zu einer beſtimmten Zeit zurückzukehren.

Beym erſten Beſuche erkundigt ſich der junge Herr nach der Zahl und dem Charakter der früheren Liebhaber ſeiner Schönen, und warum mit keinem derſelben bisher eine Ehe folgte. Wenn er

hierüber genaue Auskunft erhalten hat, bereden die Liebenden eine zweyte Zuſammenkunft, wenn aber das Mädchen mit ihrem Liebhaber nicht zufrieden war, ſo ſagt ſie ihm aufrichtig, daß ſie ihn nicht wieder annehmen wird. Grauſamer und mit mehr Verſtellung handelt dagegen der junge Mann. Wenn er von ſeiner Seite die Braut nicht anſtändig fand, und nicht wieder kommen will, ſo reiſet er ohne alle Erklärung ab, und bekümmert ſich nicht weiter um die Verlaſſene.

Finden aber die Liebenden gegenſeitiges Behagen an einander, ſo haben zwey oder drey ähnliche Beſuche Statt, und ſteigt ihre Liebe fortgehend, ſo zeigt er einem benachbarten Magiſtrate an, daß er geſonnen iſt, ſeine Geliebte zum Altare zu führen. Der Magiſtrat ſchlägt eine dießfällige Bekanntmachung in ihren Aufenthaltsorten an, welche drey Wochen angeheftet iſt, ſobald die Verlobten 18 Engliſche Meilen von einem Prediger wohnen, und meldet ſich kein Einſpruch, ſo erklärt ſie jener für Ehegatten.

Es verſteht ſich, daß die ſpecielle Leichtfertigkeit, ein Ehebündniß einzugehen, nicht ganz allgemein iſt, daß auch in Canada bisweilen Moralität und Verſtand mit Sittſamkeit gepaart ſind, daß manches Erzählte dem Klima und dem iſolirten Leben der Canadier beygemeſſen werden muß, und daß überall Umſtände und Beyſpiele auf Tugenden und Laſter mächtig wirken, wie das Beyſpiel Irland's und Canada's beweiſet. In Irland wird beym Frauenzimmer die weibliche Tugend über Alles geſchätzt, und iſt dieſe verloren, ſo geben prinzliche Titel und Wohlſtand, Witz und Schönheit kein Recht, ferner unter ſeinen Standesgenoſſen zu leben. Daher gelten Hibernia's Töchter als Lucretien in allen Welttheilen, ſind treffliche Gattinnen, berathen alle häuslichen Angelegenheiten mit Weisheit, und mildern ihrem Ehegatten jedes Übel des Lebens.

Anders iſt es in Canada. Hier iſt das tugendloſeſte Mädchen bisweilen geachtet, und kann auf angeſehene Männer ſo gut, als das keuſcheſte Mädchen, Anſpruch machen. Daher fürchtet ſich hier kein Mädchen, verführt zu werden, und hierdurch iſt die allgemeine Entſittlichung der Canadiſchen Schönen zweyten Ranges entſtanden. In Nord-Amerika ſieht man häufig Mädchen mit ihrem Kinde auf dem Arme; darum haben aber dieſe Gefallenen gleiche Achtung mit jeder Veſtalinn; jedoch genießt der weibliche Stand in jener Hemiſphäre keiner ſolchen Verehrung, als in unſerer. — Sehr treffend ſang Pope in ſeiner Schilderung der Amerikanerinnen: „Einige Männer leben für Geſchäft und Gewerbe, Andere für ihr Vergnügen; aber jedes weibliche Herz iſt eine Schlange, wahre Tugend iſt nirgends, wo die Verletzung der Keuſchheit kein ſchweres Verbrechen iſt, und

die Weiblichkeit handelt leichtſinnig, weil man ſolche in Amerika allgemein für leichtſinnig hält.“ Vorzüglich in den neuen Niederlaſſungen wird ein Mädchen mit zwey bis drey aufwachſenden Kindern mehr, als ein Mädchen mit nur einem Kinde oder gar keinem zur Gattinn geſucht, weil Arbeitsgehülfen dort ſo ſelten und ſo theuer ſind.

In Europa heirathet man entweder um’s Geld oder aus Liebe; aber in Canada ſelten aus einer dieſer beyden Urſachen, ſondern weil es in Amerika nicht gut iſt, daß der Menſch allein ſey, und darum heirathet auch der Canadiſche Jüngling gewöhnlich; doch iſt gelegentliche Untreue und bösliche Deſertation nicht ſelten. Findet letztere Statt, ſo ſorgt der verlaſſene Ehegatte für eine Einrückung in die Diſtricts-Zeitung, daß er der Entwichenen Schulden nicht zu zahlen geſonnen ſey; aber förmliche Eheſcheidungen, außer wegen böslicher Verlaſſung des Ehegatten, finden ſelten Statt. Gewöhnlich findet ſich der Verführer einer Gattinn in aller Stille mit dem beleidigten Ehegatten ab, wenn dieſer die Unthat entdeckt.

Als ich einſt im Diſtricte Gore reiſete, und um zu frühſtücken in einem Wirthshauſe abtrat, ſtritten ſich ein Paar Frauenzimmer über die politiſche Frage: ob, falls die vereinigten Staaten einmahl Canada erobern würden, dieſe Canada in ihren Staatenbund aufnehmen, oder als ein erobertes Land benutzen würden. Da trat ein cyclopenartiger Mann in’s Zimmer, welchen eine der Weiber fragte: wo er die Nacht gefreyet hätte. Er gab darüber Auskunft, und beſchwerte ſich, daß er eine zu keuſche Irländerinn angetroffen habe, welche ihm in ihrem Hauſe keine andere Schlafſtelle, als auf der Flur, habe anweiſen wollen, ſo viel er ihr auch für eine andere gebothen habe. Mir aber gab auf meine Frage die redſelige Schwätzerinn eine Auskunft über das auf die Freyte gehen (sparkling) in Amerika, das eine keuſche Feder nicht zu erzählen wagt.

Es wollen übrigens dort die Hausfrauen für ſehr fleißig gelten, wozu ſie freylich der dortige Mangel an Dienſtbothen und Taglöhnern zwingt; doch unterläßt die Ehefrau nicht, ihrem Ehegemahl den möglichſt großen Theil der Haushaltslaſten aufzubürden, wie ich oft mit eigenen Augen ſah, und in Ermangelung eines nahen Wirthshauſes, in das Haus eines Landmannes einkehrend, wahrgenommen habe. Auch dort hat man alle Bequemlichkeiten, aber kein Getränk, und zahlt etwas weniger als in den eigentlichen Wirthshäuſern.

26.

Einige Eigenthümlichkeiten des Canadiſchen Volkslebens.

Viele Bewohner von Ober-Canada ſind Ausgewanderte aus den vereinigten Staaten, oder Nachkommen derjenigen, welche nach dem Revolutions-Kriege hier einwanderten. Beyde ſind ihrem urſprünglichen Vaterlande nicht ſehr zugethan. Höchſt unternehmend und höchſt ehrgeitzig wollen ſie vor Allem gern ſchnell reich werden. Aber da ſie die Gefahren allzu kühner Unternehmungen nicht kennen, ſo werden ſie durch ihre Begierde, ſchnell unabhängig zu werden, ſolches oft niemahls. Der Begriff der Rechtſchaffenheit und der Wahrhaftigkeit geht bey ihrem vorſchnellen Streben nach Reichthum verloren. Die meiſten Canadier ſind eben ſo unwiſſend, als ſittenlos. Sie verſprechen, was ſie niemahls erfüllen wollen, ſind gränzenlos halsſtarrig und unverbeſſerlich eitel. Gleich ihren republikaniſchen Nachbarn, halten ſich die Canadier für das klügſte Volk auf der Erde. So wenig ſich ein Zebra zähmen läßt, ſo wenig nimmt ein Amerikaner Belehrung von einem Fremden an.

Sie ſind überaus neugierig, welches keine kleine Plage für den Ausländer iſt. Niemand hat natürlich Luſt, jedem Zudringlichen zu erzählen, woher er kommt und wohin er reiſen will, wie ihm das Land gefällt, das er durchreiſet, oder wie herzlich er deſſen Bewohner verachtet; ob ſein Vater ein Strumpfweber oder ein Parlamentsherr war; ob ſeine beſſere Hälfte mehr einer Römiſchen Lucretia, als Potiphars Weibe gleicht? Aber alle ſolche Fragen müſſen beantwortet werden, und wenn er fragt, ob ſolche Fragen beantwortet werden müſſen, ſo fragt man noch zehn Mahl mehr, und ſchärft durch das Ausweichen noch mehr die Neugierde des Inquiſitors. Der bekannte Doctor Franklin fand dieſe Neugierde ſeiner Landsleute ſo unerträglich, daß er vor der Thür eines Wirthshauſes, in das er einkehren wollte, ſo fort alle wahrſcheinlichen Fragen beantwortete, und am Ende für ſich und ſein Pferd Erfriſchung verlangte.

Aber die Amerikaner ſind ſeit Franklin's Ableben noch weit neugieriger geworden; denn jetzt hätte ihn ſeine General-Erklärung vor keiner Special-Unterſuchung geſchützt. Doch geſtehe ich, daß die Neugierigen gleiche Begierde haben, Andern, was ſie wiſſen, mitzutheilen, was dem Fremden bisweilen nicht wichtig ſcheint, aber doch oft nützlich iſt. Sie geben ihren Lebenslauf in der Kürze; erzählen ſehr umſtändlich alle Schwierigkeiten ihrer erſten Niederlaſſung, und ſchließen mit der Angabe ihrer jetzigen guten und ſchlechten Aus-

ſichten. Aber es iſt ſchwer, ſie zu verſtehen; theils, weil ſie manchem Worte einen andern Sinn, als die Britten, beylegen; theils, weil ſie ſo viele kräftige Flüche beymiſchen. Einen reichen Mann nennen ſie einen ſtattlichen Mann (clever); harte Arbeit, zähe Arbeit; ein hübſches Mädchen, ein Feuermädchen; ein gutes Haus, ein königliches oder ein Prachthaus; ein reitzbarer oder leidenſchaftlicher Mann, heißt ein garſtiger Mann, und eine brave Hausfrau, eine feine Frau.

Schon jetzt weicht die Sprache Altengland's ſehr von der Provincial-Sprache der Amerikaner ab. Letztere iſt ein alter Bekannter mit neuem Geſichte. Der Amerikaner kennt übrigens nur den Winkel der Erde, wo er gelebt hat. Alle ſeine Begriffe haben Beziehung auf Landwirthſchaft und Mechanik, und ſelten lehren ſie einen Fremden, was er nicht ſchon weiß. Gemüth, menſchenfreundliche Theilnahme oder Witz beſitzen ſie ſelten, ſind aber weidliche Zecher, weil der Branntwein und Rhum dort wohlfeil iſt. Kartenſpiel, Pferderennen, Ringen und Tanz ſind die Hauptvergnügungen der Männer. Weil aber dem Canadier ein Dollar ſeltener klingt, als einem Algierer der Klang des Wortes Freyheit, ſo ſetzen ſie ſtatt des Geldes gewöhnlich Thiere auf's Spiel, und manchem Canadier raubte eine unvorſichtige Spielpartie die Frucht zwanzigjährigen Fleißes.

Bey ihrem Boxen fallen ſie ſich einander wie wilde Thiere an, und ſuchen ſich faſt die Augen aus dem Kopfe zu ſchlagen. Oft findet dieſes auch Statt; die Naſe wird zerbrochen, ein halbes Ohr abgeriſſen, oder ein Stück von den Lippen, und der Kampf hat erſt ein Ende, wenn der Gegner ſich für überwunden erklärt. Übrigens ſtört Keiner aus Menſchlichkeit ſolche blutige Kämpfe. Aber dieſelbe Vorluſt wird noch täglich in England in der Grafſchaft Lancaſter und in einem Theile der Grafſchaft York geübt. Man darf ſich daher nicht wundern, daß die Canadiſchen Halbwilden ſolchen Unfug noch dulden! Aber im ſüdlichen Theile der Nord-Amerikaniſchen Freyſtaaten, und z. B. in Virginien iſt das Boxen noch weit allgemeinere Volksſitte und ſtets die Entſchuldigung bey der Hand, daß dieſe Übung Brauch und Erbſchaft Altengland's ſey.

27.

Fortſetzung der Beſchreibung der Volksſitten von Ober-Canada.

Sehr unwahr iſt Dr. Howiſon's Behauptung, daß der Canadier Fremde gaſtfreundlich aufnehme. Ich betrachte nähmlich die Gaſtfreundſchaft als eine Tugend, die uns Chriſtus und ſeine Apoſtel

empfohlen haben; denn die freundliche Aufnahme für Geld nenne ich keine Tugend. Eben ſo wenig nenne ich das Spenden von Gaſtmahlen an ſeine Bekannten Gaſtfreundſchaft, und bin ſtolz darauf, der Irländiſchen, als der gaſtfreundlichſten Nation, anzugehören, welche ſolche auch in der Armuth nicht hintanſetzt. Freylich wird man von jedem Canadier eingeladen, wenn man zur Tiſchzeit zu ihm kommt. Wenn ich aber hernach fragte, was ich ſchuldig ſey, ſo hat man mir immer mit einer einzigen Ausnahme geantwortet, daß ich geben könnte, was ich wollte. Ich gab dann ſtets, was ich in einer anſtändigen Herberge bezahlt haben würde, und man nahm das Geld, ohne einmahl dafür zu danken. Freylich iſt dieſe Filzigkeit kein Fehler der dortigen ſogenannten vornehmen Claſſe; aber dieſe iſt ſo klein in der Zahl, daß ſie nicht in Anſchlag gebracht werden kann, wenn man von den Sitten im Allgemeinen redet. Auch findet man nur außer den Palläſten der Vornehmen die wahren Sitten einer Nation, wie man auch aus den prächtigen Gaſtmählern der Reichen keinen Wohlſtand der ganzen Nation folgern kann. Die Menge in jedem Volke iſt weder reich, noch lebensluſtig. Das wahre Volk iſt das arbeitende in Gewerben und in der Feldwirthſchaft. Iſt dieſe Menge wohlgemuth, ſo darf man ſagen, daß das Volk glücklich iſt. Ich halte mich nicht für berufen, den Lobredner der wenigen Canadier in den erſten Claſſen zu machen, die mich mit Freundſchaft und Gefälligkeit überhäuften, wofür ich ſolchen recht ſehr verpflichtet bin. Meine Abſicht iſt, die Leſer in Kenntniß zu ſetzen, wie es mit dem Volke auf dem Lande, und folglich mit der Menge der Canadier ausſieht.

Es pflegen im Winter die Canadiſchen Familien-Geſellſchaften ſich zu Schlittenpartien zu vereinigen, wobey man Reiſen von 10 bis 12 Meilen in der Nachbarſchaft macht. Man trinkt in Geſellſchaft da, wo die Schlitten einkehren, Thee, ſchwatzt über ſcandalöſe Dinge, und fährt Abends wieder nach Hauſe. Solche unverlangte und unerwartete Beſuche wären in einem geſelligeren und gaſtfreundlicheren Volke nicht angenehm, wenn zwanzig bis dreyßig unerwartete Gäſte zum Beſuche erſcheinen würden; aber in Canada macht das keine ſonderlichen Umſtände; denn in dieſem fruchtbaren Lande iſt Jedermann auf eine ſolche Bewirthung ſtets eingerichtet; was die Küche bedarf, wächſt Jedem auf ſeinem Landſitze zu. In einer Stunde ſteht eine Mahlzeit vor der Geſellſchaft, deſſen Subſtanz einem Fürſten genügen könnte. Selten iſt die Mehltonne leer, und immer Schweinefleiſch vorräthig, und der Hühnerhof wohl beſetzt. Erbſen, Gebackenes und Eingemachtes iſt im Haushalte eines Co-

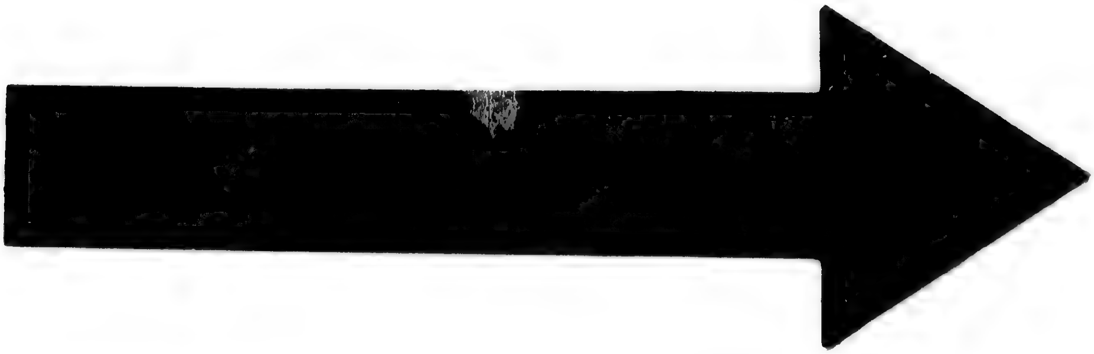

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

loniſten an der Tagesordnung. Auch fehlen tauſend Kleinigkeiten keinesweges, die ein Gaſtmahl ſchmücken.

Keine Volks-Claſſe auf der Erde ißt und trinkt beſſer, als der Canadier. Schon beym Frühſtücke erſcheinen nicht ſelten zwölf bis vierzehn verſchiedene Schüſſeln mannichfaltiger Speiſen. Grüner Thee, Carbonade, Honigſcheiben, geſalzener Lachs, Pfundkuchen, eingemachte Gurken, Hühner, Apfeltorten, Ahornzucker, Erbſenpudding, Ingwergebackenes und Sauerkraut liefert dann die Frühkoſt. Eben ſo ſubſtantiell iſt die Mittags- und Abendmahlzeit.

Nichts blickt bey einem Volke, welchem eine gute Erziehung und geiſtige Bildung fehlt, in Allem, was den wahren Nutzen des allgemeinen Social-Zuſtandes betrifft, ſo nachtheilig hervor, als der Geitz. Dieſe alte Bemerkung mußte ich in der Erfahrung meines Lebens beſonders bey den Canadiſchen Handwerkern beſtätiget finden, welche keine ſehr liberale Erziehung genoſſen hatten. Weit weniger waren immer diejenigen auf großen Gewinn begierig, welche einer etwas liberalen Erziehung genoſſen hatten. Beſonders auffallend war mir in dieſem Volke die Abneigung, ſich durch Leſen einige mangelnde Bildung und Kenntniſſe zu verſchaffen. Sie glauben nicht, daß es der Mühe werth ſey, ihren Geiſt zu erleuchten. Daher ſiegt bey dieſen Menſchen ohne Cultur ſo häufig die Leidenſchaft über das, was der Verſtand gebiethet, und man ſtrebt daher ſo ſehr nach verbothenen Genüſſen, indem man ſeine Unabhängigkeit leider oft darein ſetzt, ſchlechte Streiche zu machen. Beſitzt der Canadier eine ordentliche Landſtelle, ſo hat er genug, um mit ſeiner Familie anſtändig davon zu leben. Da ſie es nicht nöthig haben, ihren Nachbarn das Mindeſte zu entziehen, ſo haben dieſe Nachbarn eben ſo wenig Grund, jenen zu beeinträchtigen. So wie aber der Canadier zu mehr Wohlſtand gelangt, ſo wird er niederträchtig und geitzig, als wäre er ein dürftiger Mann.

Der Götze des Canadiers iſt ſeine Sucht, reich zu werden, und dieſer Sucht opfert er Rechtſchaffenheit, Treue des gegebenen Wortes, Reinheit der Sitten und Religion auf. In dieſem Volke, wo Jedermann das zum Leben Unentbehrliche beſitzt, ſchämen ſich Wenige, einander offenbar zu betrügen, und ſo weit iſt dieſe Menſchen-Claſſe verdorben, daß der abgefeimteſte Betrüger für den geſcheidteſten Mann gilt. Einen Mann, der Jedermanns Achtung verdient, nennt man einen Canadier, welcher Reichthum, Schurkenſtreiche und Verſtellung mit einander verbindet. Nicht leicht geräth der Canadier in höchſte Leidenſchaftlichkeit, auch iſt er deßwegen nicht leicht rachſüchtig. Bey ſeinem kalten Herzen und geringer Empfänglichkeit für ſeine Empfindung hat er wenig Sinn für Liebe und

Dankbarkeit. Die Liebe fehlt, weil das ſchöne Geſchlecht dort ſo geringe Reitze hat, und dabey ſo vielen Hang zur Unkeuſchheit und Unbeſtändigkeit. Zur Dankbarkeit findet ſich ebenfalls dort weniger, als anderswo, Gelegenheit. Keiner iſt ſeinem Nachbar im Mindeſten verpflichtet; denn Geld zu leihen und zu borgen iſt in Canada ſelten. Keiner dient dem Andern, ohne ſofort dafür einen Gegendienſt oder Bezahlung zu erwarten. Kein Nachbar borgt dem andern einen Pflug oder eine Egge, iſt aber ſehr bereit, ihm ſolche zu vermiethen. Das nähmliche Vermiethen iſt üblich, wenn Einer dem Nachbar einen Zaum, Sattel oder Geſchirr leihet, und derjenige, welcher es liefert, bedingt ſich den Erſatz jeder Beſchädigung, und außerdem eine gewiſſe Miethe. So wird ein Pflug, eine Karre und ein Schlitten zu $2\frac{1}{2}$ Shilling pr. Tag vermiethet, welches Miethegeben ſich bis auf die kleinſten Artikel erſtreckt.

Dieſer vorherrſchende Eigennutz ſtört ungemein die freundliche Geſelligkeit unter Nachbarn, welche ſich unentgeldlich auch nicht die mindeſten Dienſte leiſten, und gibt dem Canadiſchen Charakter ein ſchmutziges Äußeres, indem dieſer eines der wichtigen Mittel der Civiliſation entbehrt, welche die verſchiedenſten Familien und Menſchen freundlich an einander knüpft.

Allgemein iſt dagegen das eigennützigſte Treiben, auch ſelbſt auf dem unredlichſten Wege Geld zu machen. Viel Böſes entſpringt in Canada aus dem allgemeinen Geldmangel. Deſto häufiger iſt hier deßwegen der Tauſchhandel, der weit mehr Betrügereyen zuläßt, worin kein Volk erfahrener iſt, als der Canadier. Auf nichts iſt man ſo ſtolz, als auf die Gewandtheit, die Unwiſſenheit oder das blinde Zutrauen ſeines Landsmannes mit Erfolg täuſchen zu können. So hörte ich einſt einen Canadier von einem Fremden erzählen: „Ich nahm ihn in's Haus, kleidete und ſchor ihn. Krank, wie er war, ſperrte ich ihn ein, und preßte ihm ſein bares Geld ab.“ Würde man einem Canadier ein verrathenes Zutrauen und deſſen Niederträchtigkeit vorhalten, ſo würde er Einem in's Geſicht lachen, und ſich niederträchtig freuen, ihn betrogen zu haben. Selbſt Doctor Howiſon, der ſo gern von Ober-Canada viel Gutes ſagen wollte, geſteht vom Diſtricte Niagara, dem reichſten in der ganzen Provinz, daß die meiſten dortigen Bewohner ein wahrer verdorbener Auswurf anderer Nationen ſeyen, und ungeachtet ihres Wohlſtandes die Laſterhaftigkeit ihrer frühern Armuth nicht ablegten; er bedauert, daß ihre ſo herrlichen Grundſtücke von Menſchen beſeſſen werden, die durchaus keiner liberalern Ideen fähig ſeyen.

28.

Häufige Criminal-Fälle in Ober-Canada.

In England hat man den Glauben, daß da, wo wenige Verbrechen begangen werden, die allgemeine Sittlichkeit hoch ſtehe, und es duldet Keiner, daß ihm ſeine wohlerworbenen Rechte geſchmälert werden; er läßt ſich nicht ungeſtraft beleidigen, nicht ſein Ehebette beflecken, nicht ſein Eigenthum rauben, und hat kein Gemüth, welches Unrecht oder Bedrückung zu ertragen vermag.

Aber ſo viele Schändungen durch Nothzucht, Verführung und gebrochenes Eheverſprechen in Ober-Canada wohl gegründet ſeyn mögen, ſo ſelten iſt dennoch, daß wegen ſolcher Unthaten eine gerichtliche Klage im monarchiſchen oder republikaniſchen Nord-Amerika Statt findet.

Da die Amerikanerinn über ihre Perſon ſelbſt in der Ehe noch frey diſponiren zu können glaubt, ſo iſt die Hahnreyſchaft dort ſehr allgemein, und man iſt in dieſer Hinſicht ſo tolerant, daß ich faſt verzweifeln würde, zwölf geſchworne geborne Amerikaner zu finden, welche bey einer Schadensklage des gekränkten Ehegatten ſolchem auch nur dießfalls eine Strafe von ſechs Pence zuerkennen würden.

Eben ſo wenig iſt es Sitte, den Verführer des weiblichen Geſchlechtes in Criminal-Anſpruch zu nehmen. Man duldet die Entehrung einer Tochter oder einer Gattinn mit einer Ruhe, die außer Amerika empören muß.

Vor ungefähr zwey Jahren flüchtete ſich ein wohlhabender Irländer, Herr W., aus ſeinem Vaterlande in Ober-Canada's Wildniſſe, woſelbſt er eine Niederlaſſung gründete. Ihn begleitete dahin eine liebenswürdige Gattinn mit fünf Kindern. Unter ſolchen befand ſich eine junge unſchuldige und liebenswürdige Tochter. Alle, welche ſie kannten, ehrten ſie. Von ihren Ältern wurde ſie faſt angebethet, und von ihrer Familie geliebt, in welcher ſie der Mutter Haushaltungslaſten zu erleichtern gewohnt war.

Die Reitze der ſchönen Irländerinn bewogen einen Canadiſchen Jüngling von angeſehener Familie, die Liebe derſelben zu ſuchen; ſie war 18 Jahre alt, alſo in der [illegible] empfängliche Herzen gefährlichſten Periode des Lebens. Man ſprach viel von der Tugend dieſes reitzenden Mädchens; der junge Canadier bezweifelte aber, daß eine junge Europäerinn erhabenere Begriffe von weiblicher Tugend hegen könne, als ſeine Landsmänninnen, und es gelang ihm am Ende, das unglückliche Mädchen zu Falle zu bringen. Nachdem er erſt die

Freundſchaft und das Zutrauen der Ältern ſich verſchafft und der Irländerinn die Ehe verſprochen hatte, glaubte ſie ſeinen Schwüren ewiger Treue und Liebe, und hielt den, den ſie liebte, nicht für einen höchſt niederträchtigen Menſchen. Gemeinſchaftlich entwarfen die Liebenden den umſtändlichen Plan ihres künftigen, häuslichen Lebens.

Kaum war ſie ſchwanger, ſo verließ ſie der Niederträchtige. Gegen Canada's Sitten beſchloß die edle Fremde ihr Unglück nicht zu überleben, und theilte dieſen Entſchluß ihrem Verführer mit. Kalt und gefühllos ertheilte er ihr die Antwort, daß er niemahls die Abſicht gehabt habe, ſie wirklich zu heirathen. Sofort gab die Unglückliche ihren Ältern die Abſicht zu erkennen, eine Freundinn beſuchen zu wollen, kam mit ſolcher an das wenigſtens 100 Fuß hohe Ufer eines ſchnellfließenden Fluſſes, entfernte die Freundinn unter irgend einem Vorwande, ſchrieb auf dem Raſen einige flüchtige Zeilen, worin ſie ihren Entſchluß des Selbſtmordes erklärte, ſteckte dieſe Zeilen ſorgfältig an ihren Buſen, ſtand haſtig auf, nahm ihre Freundinn bey der Hand, ſagte ihr Lebewohl, und ſtürzte ſich über Kopf in den Fluß. Dieſe eilte zur Familie, um deren Hülfe herbey zu rufen, als ſie ihre Freundinn im Todeskampfe zwiſchen den Felſen erblickte. Ihre Familie fand ſie zwar noch lebend, aber ihr Geſicht war todtenblaß, und die Sprache bereits verſchwunden. Wiewohl ein Arzt zufällig zugegen war, ſo konnte ſie doch nicht mehr gerettet werden, und verſchied, ſobald man ſie aus dem ſchrecklichen Abgrunde gebracht hatte.

29.

Erziehung der Canadiſchen Jugend.

Man kann ſich die Verdorbenheit des Canadiſchen Charakters nicht richtiger als durch ein treues Gemählde der ſchlechten Erziehung der Kinder darſtellen. Der junge Ober-Canadier hat eben ſo unſinnige Begriffe von Gleichheit und Unabhängigkeit, als ſein Vater, in Folge deſſen Lehren und ſeines Beyſpieles. Kaum liſpelt er den Nahmen ſeiner Mutter, ſo fühlt er ſich ſchon als wichtiges Glied der Familie, und will ſelbſt ſeinen Ältern nicht mehr gehorchen. Bey Tiſche will er zuerſt bedient und am ſchnellſten aufgewartet werden. Er wird gewohnt, immer zu befehlen, und niemahls Bitten vorzutragen. Jeder, auch der unſinnigſte Wunſch, wird ſofort befriediget. Der Knabe wird nicht in die Schule geſchickt; denn die

Ältern fürchten, daß der Lehrer den ihnen ſo erfreulichen Eigenſinn des Kindes brechen, und ihm durch ein entgegen geſetztes Benehmen Kummer machen möchte. Sieben oder acht Jahre alt führt er als Spielzeug ſtets eine Art mit ſich, lernt einen Baum fällen, einen Zucker-Ahorn abzapfen, einen Trog von Buchsbaum aushöhlen, und wenn er darin Gewandtheit erlangt, ſo ſagen ihm die Ältern, daß ſeine Erziehung vollendet ſey, und daß er künftig dem Glücke Trotz biethen könne. Schon der Knabe denkt darauf, einmahl die Stütze ſeiner Familie und die Zierde ſeines Vaterlandes zu werden. Kaum zeigt ſich das Barthaar, ſo hält er ſich für einen Mann, und ſpricht über Alles mit Perſonen jeden Alters, kann keinen Widerſpruch ertragen, hat vom Vater die Handelsgier geerbt, macht für ſich Geſchäfte, und hat oft ſchon, ehe er 15 Jahre alt iſt, ein beträchtliches Vermögen. Seine Schul-Kameraden im Tauſch, und Handel zu betrügen, iſt das Erſte, wornach er trachtet, und wenn es ihm gelingt, gibt man ihm Beyfall. Schon jetzt glaubt er ſich unabhängig, und frey wie Bergluft. Er kennt keinen Zwang, geht, wohin es ihm beliebt, thut, was ihm gefällt, und glaubt, er ſey keinem Sterblichen für ſeine Handlungen Rechenſchaft ſchuldig. Seinen Leidenſchaften und Gelüſten läßt er frey den Zügel ſchießen, ohne auf den Rath und auf die Lehren ſeiner Ältern zu achten. Treue und Sittlichkeit kennt er nicht, und biethet kühn Allem Trotz, was der beſſere Theil der Geſellſchaft für ehrwürdig hält. Ohne Kummer verläßt er das väterliche Haus, und tritt nun unabhängig in der Welt auf, nachdem er volle 20 Jahre alt geworden. Selten gibt der Vater ſeinen Kindern von dem, was er beſitzt, eine Ausberathung, um damit ihr Glück zu verſuchen; er läßt ſich entweder Land von der Regierung anweiſen, oder kauft ſolches auf lange Termine von einem Privaten. Nun baut er ſich ein Haus, nimmt eine Frau, und denkt, daß die Erhaltung einer Familie leicht iſt. Oft fängt er ſeinen Haushalt ohne einen Thaler in der Taſche an, und beſitzt ſo wenig, daß er im erſten Anſiedelungsjahre von Credit lebt. Einen jedem Andern würde eine ſolche Lage in Angſt ſetzen; aber ein Amerikaner hält es für eine Kleinigkeit, ſo viel zu verdienen, als das Leben bedarf, und freut ſich, große Schwierigkeiten, die ſich ihm entgegen thürmen, zu beſiegen. Er fühlt ſich unabhängig, und ſeinen Arm ſtark genug, um am Ende ein großes Ziel zu erreichen. Jeder Canadier hat ſtets das Geſtirn völliger Unabhängigkeit vor Augen, und mag es ihm beym erſten Beginnen auch noch ſo ſauer werden, ſo gelingt es ihm doch gewöhnlich, nach etwa ſechs Jahren ohne Schulden zu ſeyn, und ein gutes Inventarium auf ſeiner Landſtelle zu beſitzen, auf der er ſelbſt am

Sonntage die Hände nicht in den Schooß legen darf. Sein Sprichwort iſt: „Heute wollen wir eſſen, trinken und arbeiten, um morgen deſto beſſer leben zu können.“ Mit frohem Muthe kehrt er Abends in ſein Haus zurück, ſchläft feſt, weil ihn Arbeit ermüdet hat, und arbeitet am folgenden Tage Frühmorgens wieder. In den erſten Jahren wendet er nichts an die Verbeſſerung oder Verſchönerung ſeines erſten von Balken erbaueten Hauſes, und eben ſo wenig an deſſen Mobiliar. Mit der Axt hat er ſich ſeine rohe Bettſtelle ausgehauen. Die Seiten, die Pfoſten und das Ende ſind durch Stricke von der Rinde des Buchsbaumes befeſtiget; auf den Federn der erlegten Vögel ſchläft er; ſein Tiſch iſt ein großer Holzblock. Die vier oder fünf Bänke in ſeiner Wohnung ſind eben ſo roh ausgehauen, und das unentbehrliche Küchen- und Tellergeräthe beſchließt ſein weniges Mobiliar. Selten ſorgt er einmahl dafür, die Luftlöcher ſeiner Wohnung zuzuſtopfen; denn im Sommer, ſagt er, gibt dieſes Kühle, und im Winter hat man immer warm, wenn das Feuer auf dem Herde brennt, und die Luft im Hauſe ſo rein iſt, als außen. Wenn der junge Canadiſche Bauer nur ſatt Schweinefleiſch und Pudding, Ahornzucker, Sauerkraut und Johanneskuchen hat, ſo verlangen er und ſeine theure Ehehälfte vorläufig nichts mehr, wenn Letztere nur bisweilen zu Ball gehen kann, woſelbſt ſie auch jetzt ſchon aufgenommen wird, obgleich das Luftſchloß eines prachtvollen Landhauſes nur in den kühnen Hoffnungen der Eheleute exiſtirt.

Nach dieſen Jahren wahren Elends faßt der junge Mann den kühnen Entſchluß, ſich eine Wohnung nach ſeinem Geſchmacke zu bauen, und verpfändet ſein Landgut einem nahen Landkaufmanne, der ihm, wenn er als ein fleißiger und unternehmender Mann bekannt iſt, Alles, was er zum Hausbaue bedarf, auf Credit liefert. Steht nun das große und geſchmackvolle Haus da, ſo möblirt er es auch eben ſo prächtig. Die Familie zieht in das neue Haus, und ein Paar Jahre lang gehen die Sachen ziemlich gut; aber der neue Triptolemus fängt an, den Landherrn zu ſpielen; glaubt, er habe nicht länger nöthig, für ſich und ſeine Familie zu arbeiten, indem er annimmt, daß die vorigen ſauern Jahre ſeine Kräfte zu ſehr geſchwächt hätten. Er wird ein Spieler, wettet viel, und macht allerhand Unternehmungen, wodurch er reich werden will. Gehen nun ſolche Unternehmungen nicht ganz nach ſeinem Wunſche, ſo liegt er Tag und Nacht in der nahen Schenke mit Kameraden, welche eben ſo ſchlechte Lebensart treiben. Sein Landgut geräth in Verruf, wenig Früchte und viel Unkraut zu tragen, und daß er ſein Vieh vernachläſſiget. Nun klagt der Kaufmann ſeinen Verpfändungsbrief ein, und verlangt die Bezahlung ſeiner Rechnung. Das Landgut

muß verkauft werden, und mit dem, was nach bezahlten Schulden übrig bleibt, wagt ſich der Canadier in den Speculations-Handel, wobey er meiſtens Geld verliert, und wenn er keinen Stüber mehr übrig hat, läßt er ſich eine neue Einöde in der Wildniß anweiſen, und fängt dort von neuem mit ſeiner Frau und einem halben Dutzend Kindern die ſauere Arbeit ſeiner erſten Jugend wieder an. So reich der Boden auch iſt, und ſo herrlich das Klima auch ſeyn mag, ſo gibt es doch unter zwanzig Bauern nur einen, der nicht ſo viele Schulden hat, als ſeine Stelle werth iſt. Alles dieſes iſt aber Folge der Canadiſchen Eitelkeit, Unſittlichkeit und Speculations-Wuth.

Auffallend bleibt es indeſſen, daß die unzähligen Beyſpiele der nachtheiligen Folgen, zu früh die Feldarbeit aufzugeben, den jungen Coloniſten nicht einleuchten, um ſich vor ähnlichen Gefahren zu hüthen.

Gewöhnlich wird ein glücklicher Landwirth in ſpäteren Jahren ein Gaſtwirth oder ein großer Speculations-Mann. Neun Zehntheile der Canadiſchen Bauern ſterben jung in Folge ihrer unmäßigen Liebe zu ſtarkem Getränke. Selten hinterläßt ein Canadier ſeiner Familie bedeutendes Vermögen, und pflegt dann zu ſagen: „Er habe mit nichts angefangen, und ſeine Kinder ſollten es eben ſo machen.“ Auch der Britte ſtrebt ſein Leben lang nach Unabhängigkeit; aber er hört nicht jung auf zu arbeiten, und freuet ſich mehr der Ausſicht, ſeinen Kindern ein Vermögen zu hinterlaſſen, als das Erworbene wieder zu vergeuden.

Statt daß man glauben ſollte, ein von der Vorſehung mit Subſiſtenz-Mitteln ſo reichlich geſegnetes Volk müßte wenigſtens ſeiner Nachkommenſchaft eine beſſere Bildung geben, als die Ältern beſaßen, ſcheint in Ober-Canada die Civiliſation in allen Dingen, welche dem Leben frohen Reitz zu geben vermögen, rückgängig zu ſeyn, und ſelbſt diejenigen, welche das Glück ausgezeichnet begünſtigte, denken nicht daran, ihren Kindern eine edle Erziehung zu geben.

30.

Nachtheilige Folgen der ſchlechten Erziehung der Jugend in Ober-Canada.

Weil der Ober-Canadier mit einem guten natürlichen Verſtande begabt iſt, und ſich damit ohne alle Schulbildung in ſeiner Welt durchſchlagen zu können getrauet, ſo hat er keine Achtung vor jeder

höheren Bildung, und noch weniger für die Wiſſenſchaften, welche nicht offenbaren Gewinn im bürgerlichen Leben abwerfen. In Canada hält ſich auch der unwiſſendſte Menſch für einen ſehr erleuchteten. Noch können ſehr Wenige leſen oder ſchreiben, und in nichts iſt der Canadier geitziger, als im Schulgelde für ſeine Kinder. Ihm ſcheint, daß der Sohn genug weiß, wenn er ſein landwirthſchaftliches Gewerbe verſteht, und die Tochter, wenn ſie kochen oder Flachs ſpinnen kann. Dieſe Unfähigkeit zu leſen und zu ſchreiben, veranlaßt im Canadiſchen Unterhauſe manche Lächerlichkeit. In den fünf Jahren, in denen ich in Canada lebte, habe ich nur zwey Perſonen geſehen, welche ein Buch in der Hand hatten, und einer derſelben las in einem mediciniſchen Werke, um die Krankheit kennen zu lernen, welche ihn befallen hatte. Wegen des Mangels an Taglöhnern und Dienſtbothen muß ſchon der ſieben- und achtjährige Knabe auf dem Gute ſeines Vaters arbeiten, Ochſen treiben und Pferde leiten. Noch ſind die Schulwege nach den wenig verbreiteten Schulen zu weit. Große Vortheile hat eine ſtarke Bevölkerung in jedem wohlorganiſirten Staate, wo ſelbſt ſchon dadurch die Kenntniſſe allgemein ſich vermehren; unzählig ſind dagegen die Übel, welche aus einer ſchwachen Bevölkerung entſpringen, die in einer menſchenleeren Wildniß zerſtreut lebt.

Zwar hat die Krone beträchtliche Ländereyen zur Dotation der Schulen angewieſen; aber ſo lange die Kronländereyen ſo wohlfeil zu erlangen ſind, iſt es unmöglich geweſen, die dafür ausgeſetzten Ländereyen zu guten Preiſen zu verkaufen.

Eigentlich hat man nur zwey gute Schulen mit geſchickten Lehrern: zu Kingſton und Niagara.

Nach einem Landesgeſetze vom Jahre 1807 ſollte jeder Diſtrict eine Schule beſitzen, worin die Sprachen der Claſſiker und die practiſche Mathematik gelehrt würden. Jeder ſolcher Lehrer erhält 100 L. St. Gehalt, und dieſe Schulen ſind wirklich jetzt eingerichtet; aber der kleine Gehalt reicht ſelbſt in dieſem wohlfeilen Lande nur hin, einen Lehrer im eheloſen Stande zu unterhalten, und in Canada iſt man nicht gewohnt im eheloſen Stande zu leben.

Im Jahre 1816 verfügte ein Geſetz, daß in jeder Landesgemeinde (township) eine Elementar-Schule geſtiftet werden ſolle; aber das Geſetz befahl zugleich, daß jede Ortſchaft mit 20 Schulkindern eine eigene Schule beſitzen ſolle, und jeder Schulmeiſter ſolle 25 L. St. Gehalt genießen. Es iſt aber die Provinz bisher nicht im Stande, die große Summe der dießfälligen kleinen Lehrgehalte aufzubringen. Auch war eine Clauſel dieſes Geſetzes unvolksthümlich, daß man zu den Lehrerſtellen nur Brittiſche Unterthanen

nehmen ſolle, weil es den Gliedern der Schul-Acht mißfiel, daß bloß Europäer oder Canadier den Schulunterricht ertheilen ſollten.

31.

Zuſtand der Religion, der Sittlichkeit und der Geiſtlichkeit.

Auch der Religions-Unterricht in Canada iſt überaus ſchlecht. Daher erklären ſich freylich auch ſo viele dort herrſchende Unſittlichkeiten, die Nichtachtung der Heiligkeit des Sonntags, das ſchändliche Fluchen, das unanſtändige Anrufen des göttlichen Nahmens, die ſo allgemeine Verletzung des Anſtändigen unter gebildeten Völkern, die practiſche Verachtung aller erhabenen Handlungen und Geſinnungen, welche der Tugend huldigen, und warum endlich die Nation in Ober-Canada ſo ſchreckliche Beweiſe eines verdorbenen und entarteten Volkes zeigt. Ich kam mit großen Vorurtheilen für den Charakter der Einwohner hierher, ſah aber bald, wie ſehr ich mich getäuſcht hatte; den Pfad der Rechtſchaffenheit und der Tugend hatte man allgemein verlaſſen, und wandelte im Wege des Treubruches und der Gottloſigkeit. Der Canadier iſt ſeiner Natur nach kalt und phlegmatiſch in Leidenſchaften, und doch, man darf es ſagen, in Laſtern eingeübt, welche anderswo nur aus unbändigen Leidenſchaften entſpringen, wo durch ein warmes Klima und ein hitziges Temperament gewiſſer Maßen die Natur zur Wolluſt entflammt; und in dieſem chriſtlich genannten Volke, begünſtiget durch die glänzenden Strahlen der göttlichen Offenbarung, ſieht man die größten Sünden und die Ehre der Menſchheit verdunkelt.

Das Schwören iſt unter dem Pöbel aller Nationen und in Europa, beſonders in Irland, gemein; jedoch iſt dieſer Unfug unter den Canadiern noch viel ärger, und je mehr der hieſige Pöbel überzeugt iſt, daß er lüge, je fürchterlicher klingt der Eid, womit er wiſſentlich Unwahrheit betheuert.

Jedes Volk, welches in der Civiliſation niederſteigt, zeigt mehr thieriſche Laſter, als das roheſte Volk, welches ſich zu civiliſiren ſtrebt. Die Menſchen, welche eine beſſere Erziehung und Bildung genoſſen hatten, und durch Unglück, Laſter oder Verbrechen aus der vornehmeren Geſellſchaft ausgeſchloſſen werden, ſind nachher weit wilder und thieriſcher als die roheſten Menſchen der unterſten Claſſen, zu denen ſie hinabſanken. Ich habe in Canada viele in ihrem Vaterlande einſt angeſehene Perſonen gekannt, welche nach ihrer Einwanderung in Canada ſich bald die Schlechtheiten des neuen Va-

terlandes aneigneten. Es kamen etwa 200 Perſonen hierher, welche ſich unter der Leitung meines Vaters hier angeſiedelt haben. Unter dieſen waren wenigſtens 50 ſehr ſittliche Methodiſten. Aber wie haben ſich dieſe Menſchen in Canada verſchlechtert, da ſie Sabbathsſchänder, Flucher und Säufer geworden ſind? Gleiche Erfahrung machte der ehrwürdige Doctor Strachan in ſeinem kürzlich in York erſchienenen Werke: „Der Erinnerer an das Chriſtenthum.“ Es wäre ſehr zu wünſchen, daß zur Erhaltung des wahren Chriſtenthumes in den noch ſehr unbevölkerten weſtlichen Diſtricten ſich Miſſionarien einfinden möchten, welche bey ihren mäßigen Bedürfniſſen ſich in Ober-Canada niederlaſſen wollten; weil die meiſten neuen Niederlaſſungen zu arm ſind, um ſofort Prediger und Schullehrer zu berufen. Bisher hat Ober-Canada an Geiſtlichen der biſchöflichen Kirche nicht mehr als ſechszehn, an Geiſtlichen der presbyterianiſchen Kirche vier, und an Römiſch-katholiſchen fünf, welche auf einer Linie von wenigſtens 500 Engliſchen Meilen natürlich unfähig ſind, allenthalben zu lehren und zu predigen, wo es doch Noth thut.

Zwar gibt es einige ſogenannte Reiſeprediger von der Kirche der Methodiſten in den Freyſtaaten; aber dieſe Herren ſind gar zu republikaniſch geſinnt, und wollen ihre Religion und Politik zugleich verpflanzen. Zwar könnten alle alten Niederlaſſungen recht gut einen Prediger ernähren, welches jedoch in den neuen Niederlaſſungen ohne Hülfe der Regierung nicht möglich iſt.

Es finden in Canada manche Verſammlungen, um chriſtliche Andacht zu pflegen, im freyen Felde Statt; aber auf dieſen Andachtsplätzen wird eben ſo viele Unſittlichkeit, als auf den Wallfahrtsreiſen ausgeübt. Mancher, der einer ſolchen kirchlichen Andacht im Freyen beywohnen will, macht eine Reiſe von mehr als 100 Engliſchen Meilen, ehe er zum ſogenannten Lager der chriſtlichen Brüder kommt. Gewöhnlich bleibt man dort acht Tage bey einander. Die Kirchen-Polizey hat weiſe den Verkauf der geiſtigen Getränke in dieſen Kirchenlagern verbothen. Jetzt fangen die Pfarrherren, welche neuen wenig bevölkerten Niederlaſſungen nahe wohnen, ſowohl in dem republikaniſchen, als Engliſchen Amerika an, die hirtenloſen Herden mit chriſtlicher Erbauung zu erfreuen.

32.

Vortheile der Emigration nach Ober-Canada. — Geringer Beyſtand, welchen die Regierung den Einwanderern verleihet. — Nachtheilige Folgen der jetzigen Wohlfeilheit der Landes-Producte.

An ſich kann kein Winkel der Erde fruchtbarer ſeyn, als Ober-Canada. Die gewöhnliche Ausfuhr beyder Canada's beſteht beſonders aus Bauholz, Pottaſche, geſalzenem Rind- und Schweinefleiſche, Getreide und Pelzwerk. Dagegen betragen die Einfuhren, welche meiſtens aus Brittiſchen Manufactur-Waaren und Weſtindiſchen Rhum beſtehen, jährlich ungefähr 1,200,000 Pf. St. an Werth. Die Staatseinkünfte Nieder-Canada's belaufen ſich, da ſie meiſtens aus Zöllen beſtehen, auf mehr als 100,000 Pf. St. In Ober-Canada kennt der Pflanzer keine Zehenten und nur ſehr geringe Abgaben, weiß auch nichts von den Erpreſſungen der Nieder-Canadiſchen Gutsherren. In Ober-Canada gehorchen wir bloß den Geſetzen, welche wir uns gegeben haben, und reſpectiren einen Monarchen, welchen ſich das Volk ſelbſt gab, unter deſſen ruhmwürdiger Verwaltung wir zu leben ſtolz ſind und ſterben wollen. Land zum Anbaue kann man wohlfeil erhalten, und befindet ſich folglich in dieſer Rückſicht im Eden Amerika's ein mit Glücksgütern nicht geſegneter Sterblicher weit beſſer, als in Großbrittannien. Jedoch muß man nicht weniger erwägen, wie ſehr jetzt die Regierung in Ober-Canada neue Anſiedelungen in der Wildniß erſchwert, wie viel Geld und Arbeit das Urbarmachen einer Landſtelle koſtet, wie fern die Märkte liegen, wo man das Producirte verkaufen kann, wie hoch der Tagelohn iſt, und wie theuer der Coloniſt Alles bezahlen muß, was er aus Europa bedarf. Will man Land von der Regierung in Ober-Canada erwerben, ſo muß man ſich zur Anſiedelung in Wildniſſen entſchließen, wo nichts anlockend iſt, als ein reicher Boden und eine geſunde Luft. Dieſe neuen Anſiedelungen liegen gewöhnlich nicht an ſchiffbaren Strömen, und ſind zu weit von den Marktplätzen entfernt, um ſeine Producte leicht in Geld umſetzen zu können. Wer ſich in alten Niederlaſſungen anbauen will, der muß jetzt ſchon von Privaten Ländereyen kaufen, und bezahlt weniger, als wenn er von der Regierung ſich in der Wildniß Land anweiſen läßt.

Seit kurzem hat der jetzige Statthalter folgenden Tariff von Einweiſungsgebühren publicirt; wobey jedoch jeder Einwanderer das ſogenannte kleinſte Loos von 50 Ackern umſonſt erhalten kann.

Acker	Pf. St.
100	12
200	30
300	60
400	75
500	125
600	150
700	175
800	200
900	225
1000	250
1100	275
1200	300

Seit dieſer viel zu hohen Taxe ſind manche fremde Einwanderer, welche gehofft hatten, in Ober-Canada Land umſonſt angewieſen zu erhalten, in's Gebieth der Freyſtaaten ausgewandert. Immer iſt zu bedauern, daß man in Europa die ſehr erhöhte Taxe der Einweiſungen nicht früher bekannt machte, als man ſie in Amerika einführte. Außer dem angegebenen Tariff muß der neue Anbauer ferner entrichten: Für die Abnahme des Unterthanen-Eides 2 Sh. 6 D., und an unentbehrlichen Einrichtungskoſten 250 Pf. St., wenn ſich der Anbauer das ſogenannte größte Loos von 1200 Ackern ausgewählt hat. Und vor wenig Wochen habe ich erlebt, daß ein Herr aus England von einem der Provincial-Landmeſſer 2000 Acker für 1000 Dollars kaufte. Viele arme Ankömmlinge haben in neuerer Zeit vorgezogen, urbare Landſtellen zu pachten, ſtatt ſich ein kleines Landloos von 50 Ackern anweiſen zu laſſen; denn 50 Acker reichen nicht hin, eine mäßige Familie zu ernähren, weil man 20 Acker zum Feuerungsbedürfniß der nächſten 20 Jahre liegen läßt, und 30 Acker als Weide-, Wieſe- und Pflugland für eine Familie zu wenig ſind; denn bey ſauerer Arbeit kann er mit ſo wenigem Lande ſich nur eben des Hungers erwehren, und auf keinen Fall etwas übrig haben. Man hält hier nähmlich allgemein dafür, daß der Landmann wegen der langen Winter für Pferde und Kühe viel Heu einernten muß. Auch iſt die Saatzeit hier zu kurz, und der Tagelohn zu hoch, als daß man mit Engliſchem Fleiße den Boden beſtellen könnte.

Das Meiſte, was ein Anbauer verkaufen kann, iſt Weitzen und Mais, und der Kaufmann, der hier das Meiſte kaufen muß, bezahlt von dem bedungenen Kaufgelde Dreyviertel in Manufactur-Werth und ein Viertel bar. Jetzt iſt aber der Weitzen ſo niedrig im Preiſe, daß man für den Bushel (60 Pf.) 20 Groſchen zahlt.

Der Rocken hat ſeinen alten Preis (16 Groſchen) behalten, da man kaum ſo viel, als das Haus bedarf, zu bauen gewohnt iſt. Das Faß von 200 Pf. Schweinefleiſch koſtet gewöhnlich 12 Dollars, und das Pf. Rindfleiſch 1 Groſchen 4 Pfennige; jetzt gilt ein gutes Pferd kaum 15 Pf. St., und ein Paar Zugochſen kaum 12 Pf. 10 Sh. Mit Mühe erlangt man jetzt für eine Kuh den Preis von 3 Pf. St. 5 Sh.

33.

Notizen für einwandernde neue Anſiedler in Ober-Canada.

Gemeiniglich wenden ſich die Fremden, welche in Ober-Canada einwandern wollen, ohne Nutzen an die Regierung in Nieder-Canada. Sie können ſich aber geradezu an die Diſtricts-Behörde wenden, wo ſie Land zu ihrer Anbauung wünſchen, wenn ſie mit einem Looſe von 100 Ackern ſich begnügen wollen. Arme Einwanderer kommen gemeiniglich im Auguſt oder September in York an. In zwey Jahren muß ein Haus von 20 Fuß Länge und 16 Fuß Weite gebaut ſeyn; ferner der Weg vor der Landſtelle von Bäumen gereiniget werden; auch muß der neue Anbauer das Holz von wenigſtens 3½ Acker niedergeſchlagen haben. Man berechnet die Mühwaltung der Straßenreinigung auf 5 Pf. St.; das Niederſchlagen der Bäume auf dem angewieſenen Lande auf 3 Pf. St. 10 Sh. per Acker, und die Erbauungskoſten des hölzernen Hauſes auf 10 Pf. St. 10 Sh. Ein ſolches hölzernes Haus hat einen Schornſtein, ein Schindeldach und einen getäfelten Fußboden. In zehn Tagen kann ein Anbauer mit vier Mann und der gewöhnlichen Hülfe der Nachbarn ein ſolches hölzernes Haus erbauen. Ein ſolches Haus muß man ſobald als möglich errichten, aber ſich in Acht nehmen, es nicht an einer unpaſſenden Stelle zu gründen.

Der gewöhnliche Taglohn iſt in Ober-Canada 20 Groſchen, ohne freye Koſt und Wohnung. Der Zimmermann und Holzſchläger erhalten aber das Doppelte und auch noch wohl mehr. Der Erbauer eines Hauſes muß ein Paar Ochſen, zwey Arbeiter und einen Zimmermann mitnehmen, und auf zehn Tage für Proviant ſorgen. Dieſes beſteht in Brot, Schweinefleiſch, Erbſen und einem Faß Branntwein. Zu allererſt bauet man ſich ein Obdach, um darin mit ſeiner Geſellſchaft zu ſchlafen. Es wird von Baumrinde verfertiget, und indem man gegen den Eingang über Feuer anlegt, befindet man ſich dort für die wenigen Tage des Aufenthaltes einiger Maßen bequem;

dann ſchlägt man das Holz auf dem Bauplatze ſämmtlich nieder, und hernach ſo viele junge Bäume, als man zum Bau bedarf. Über einen Fuß Diameter dürfen die gefällten Bäume nicht halten, welche man nach dem Bauplatze ſchleppt; Balken und Thürſchwellen werden daraus gehauen. Auch fället man weiße Äſchen und Buchsbaumholz, theilt ſolche, wenn das Haus 20 Fuß lang werden ſoll, in Stücken von 10 Fuß, und ſägt daraus Breter für den Fußboden. Wenn Alles fertig iſt, ſo werden zehn bis 12 Perſonen aus der Nachbarſchaft zum Richten gebethen. Wenn dieſe ankommen, legt man das Fundement durch vier der ſtärkſten Bäume. Auf dieſen Untergrund legt man nun eine zweyte Lage von Baumſtämmen, und verbindet ſolche mir der erſten Lage. Eben ſo ſetzt man die ferneren Lagen und das Dach in die Höhe, und bedeckt es entweder mit Rindenſtücken oder mit geſchnittenen Schindeln; die Löcher für Thüren und Fenſter werden ſodann ausgeſchnitten. Hinter dem Feuerplatze ſetzt man eine Wand von Steinen auf, und macht davon einen Schornſtein, ſo einfach, als in den Irländiſchen Hütten; dann folgt die Zuſammenfügung der Dielen des Fußbodens und das glatte Behauen der inneren Wände. Den leeren Raum zwiſchen den einzelnen Balken füllt man mit kleinen Holzſtücken, und macht dann einen Lehmanwurf, damit die Wohnung luftdicht wird. Zuletzt werden Fenſter und Thüren eingeſetzt, und die Familie fängt ſogleich an, ihr Haus zu bewohnen.

Gemeiniglich hauet man die Bäume in der Wildniß 20 Zoll über der Wurzel ab, und ſtapelt die Zweige, welche man abhauet, in großen Haufen auf einander, um ſie allmählich zu verbrennen; auch werden die Baumſtämme in Stücken von 12 Fuß Länge geſchnitten, dann mit Ochſen weggeſchleppt, und ſofort verbraucht. Zur Zeit der Weitzenſaat ſäet man den Weitzen breitwürfig, und harket ihn mit einer dreyeckigen Egge ein. Ohne weitere Vorbereitung legt man ſofort Indianiſches Korn und Kartoffeln, und gewinnt oft bey aller ſchlechten Beſtellung vom Acker 40 Bushel Weitzen und 50 Bushel Mais. Im zweyten Jahre iſt die Ernte ſchon etwas ſchlechter, und wird immer ſchlechter bey folgenden Ernten, wenn man nicht den Pflug zu Hülfe nimmt. Da aber ſchon im dritten Jahre das ungepflügte Land mit Unkraut überwachſen iſt, ſo dürfen die Anbauer nicht aufhören, neues Holz zu fällen, um neue Saatfelder zu haben, und die Pflügungen immer tiefer vorzunehmen.

34.

Plane zur ſchnellen Bevölkerung Ober-Canada's.

Es wäre zur Erleichterung der Emigranten aus Großbrittannien zu wünſchen, daß die Regierung mehrere ihrer allmählich verfaulenden Kriegsſchiffe zum Transporte der Auswanderer hergeben möchte; dann könnte man eine Familie von fünf Perſonen mit Einſchluß des Proviantes für weniger als 20 Pf. St. nach York in Ober-Canada transportiren. Es iſt ferner richtig, daß man von York die Familie 100 Meilen landeinwärts transportiren könnte mit den dort gekauften Ochſen, Schlitten und einer Kette, wenn Letztere in England gekauft worden wäre,

für	14	Pf. St.		Sh.
Zwey Kühe	6	„ „		
Zwey Äxte, zwey Hacken, Pflugeiſen und neun Eggenſpitzen	2	„ „		
Unentbehrliches Küchengeräthe an Töpfen, Keſſeln u. ſ. w.	2	„ „		
Die Erbauung eines kleinen hölzernen Hauſes, wie es die Anbauer dieſer Claſſe bedürfen	7	„ „	10	„
Proviſion auf zwölf Monathe, als zwölf Faß Mehl, jedes Faß à 2½ Dollar und ein Faß Schweinefleiſch zu 8 Dollars ꝛc. .	8	„ „	11	„
Summa	40	Pf. St.	1	Sh.

Von dieſen Lebensmitteln und der Milch ihrer beyden Kühe werden ſich die Anbauer beſſer ernähren, als vormahls in ihrem Vaterlande der Fall war. Man kann folglich mit dem Aufwande von 60 Pf. St. für jede Familie eine große Anzahl verarmter Familien aus unſerer Hemiſphäre in die jenſeitige verſetzen. Gewiß wäre dieſes Geld weiſer angelegt, als für Erbauung biſchöflicher Kirchen, oder für eine unmäßig große Flotte und eine viel zu große Zahl hoher Officiere der Flotte in Friedenszeit. Würde aber die Regierung durch anſehnliche Ermunterungen die Canadier zum Hanf- und Tabaksbau in Stand ſetzen, ſo könnte jeder Ankömmling aus Europa auf der Stelle Arbeit finden, und genug verdienen, um ſich mit ſeinem erſparten Gelde nach Ablauf eines Jahres als Anbauer ſetzen zu können. Es brauchte das Parlament dazu nur das Geld auszuſetzen, was es für den äußern Schmuck oft unnöthiger Prachtgebäude verſchwenderiſch bewilligt, und es müßte dann möglich werden, Millionen verarmter arbeitsloſer Europäer nach Canada zu verſetzen, wo-

durch natürlich die Ausfuhr Engliſcher Fabrikate dahin ungemein wachſen würde.

Jetzt ſind ſchon 232 organiſirte Gemeinden (townships) in Ober-Canada, die ungefähr 18 Millionen Acker Landes enthalten, wovon ein Siebentel zur Dotation der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit und Schulen, und das zweyte Siebentel unter dem Nahmen: Vorbehalt der Krone, liegen geblieben ſind. Dieſes letzte Siebentel liegt noch wüſte da, und nutzt weder der Regierung, noch dem Lande, liegt zum Theil in den fruchtbarſten Gegenden Ober-Canada's, und würde daher leicht Käufer finden.

Es beträgt dieſes Siebentel ungefähr 2½ Million Acker. Wenn nun die Regierung ſolche in Looſe von 200 Acker vertheilte, und auch den bisherigen Einwohnern der vereinigten Staaten erlaubte, nach geleiſtetem Unterthanen-Eide ſich hier anzubauen, ſo würden in drey Jahren ſich 12,500 Familien hier mehr anſäſſig machen, und ein Fonds gebildet werden, um gute Wege, Canäle und andere nothwendige Einrichtungen anlegen zu können. Sicher würde man auf dieſem Wege zu einem Capital von 2½ Million Pf. St. gelangen können, und mancher geborne Großbrittanniſche Unterthan in den vereinigten Staaten würde eilen, unter den Scepter des Königs zurückzukehren.

Daß man ſich entſchließt, eine große Anzahl verarmter Irländiſcher Familien nach Canada zu verſetzen, iſt ein Bedürfniß für die Ruhe in Irland, und das einzige Mittel, um zu verhindern, daß nicht nach 25 Jahren die Verlegenheit eintritt, dort für 14 Millionen Menſchen Nahrung und Erwerb auszumitteln *).

Jetzt kommen bisweilen im Spätherbſte, wie im Winter von 1819 auf 1820, viele arme Tagelöhner aus Irland nach Quebeck

---

*) Da England wegen der großen Menge Waiſenkinder, und beſonders wegen der Mädchen bey ſeinem Syſteme verlegen iſt, die Cultur kleiner Landſtellen und die Vertheilung der Erbſchaften unter Mehrere *nicht zu befördern*, und dadurch theils die Menge gezwungen wird, ſich in die Fabrikatur zu werfen, und die höchſte Veredelung des Bodens in kleinen Landſtellen durch verkehrte Regierungsanſichten unterbleibt, ſo muß immer eine große Verarmung *nachwachſen*, und da beſonders die Mädchen in Canada fehlen, ſo iſt es zu verwundern, daß man nicht längſt alle Waiſen nach fünf- bis ſechsjährigem Alter, *um ihnen ein beſſeres Glück zubereiten*, beſonders aber den weiblichen Theil, nach Canada zur Vollendung der Erziehung ſendet. Viel wohlfeiler, als im theuern England, ließe ſich dort die Erziehung vollenden. *Anm. des Überſ.*

und Montreal, ſo daß bloß in dieſen Städten für 500 arme Einwanderer geſorgt werden mußte, ohne die größere Zahl derſelben, welche auf dem Lande untergebracht wurde. Dieſes könnte aber vermieden werden, wenn man dieſe in Ober-Canada ſo unentbehrlichen Menſchen ſofort nach York hätte abgehen laſſen; dann handelten dieſe Menſchen weiſe, ſich ein Paar Jahre als Tagelöhner zu vermiethen, und mit dem verdienten Lohne ſich hernach in den Wildniſſen in zahlreicher Geſellſchaft niederzulaſſen.

35.

Niedriger Preis der Landgüter in Ober-Canada. Wer dahin mit Nutzen wandert. Haß der Canadier wider die vereinigten Staaten.

Zwar wäre es zu wünſchen, da hier der Geldmangel ſo groß iſt, daß ſich einige reiche Familien entſchließen möchten, ſich in Ober-Canada niederzulaſſen. Auch hatte man vor acht bis zehn Jahren den Glauben, daß angekaufte wüſte Ländereyen in zehn Jahren den dreyfachen Werth erlangen würden *). Ich habe aber dagegen erlebt, daß wüſte Ländereyen, welche man bey meiner Ankunft im Jahre 1818 3 Dollars per Acker ſchätzte, im Jahre 1823 der Acker für 4 Shillinge (Engl.) verkauft worden ſind. Wenn alſo Amerika's Producte nicht im Werthe ſteigen ſollten, ſo läßt ſich annehmen, daß in zehn Jahren der Werth nicht höher als heute ſeyn wird; denn ich erinnere mich ſehr wohl, daß nicht ganz ſchlecht gelegene Ländereyen in Gemeinden anfangender Bevölkerung ſogar unter einen Shilling per Acker verkauft worden ſind; daß man eine Landſtelle von 200 Acker Landes, von denen die Hälfte vom Holz gereiniget und befriediget worden war, mit dem Wohnhauſe und der Scheune für weniger als 150 Pf. St. verkauft hat. Man kann nähmlich rechnen, daß ein gewöhnliches hölzernes Wohnhaus ungefähr 12 Pf. St., eine gute Scheune 50 Pf. St., und das Reinigen und Einfriedigen von 100 Acker Landes wenigſtens 300 Pf. St. koſtet, woraus ſich ergibt, daß nicht einmahl die Arbeit dem Anbauer bezahlt worden war.

---

*) Daß dieſes nicht erfolgte, war Schuld der Regierung, welche nicht beſchloß, nationenweiſe mäßige Diſtricte auf ein Mahl ziemlich dick zu bevölkern. Dann hätte ſich ſchnell Ackerbau und Fabrikatur von einander genährt, und es unterblieb die jetzige erſte Verwilderung der Coloniſten, deren Nachkommen ſich erſt civiliſiren laſſen werden. Anm. des Überſ.

Im Winter 1820 kaufte ein Freund von mir eine Landſtelle von 400 Acker Landes, außerordentlich guter Qualität für 300 Pf. St. Er fand auf derſelben ein hübſches wohlgebautes Wohnhaus von 32 Fuß Länge und 20 Fuß Breite, welches 150 Pf. St. koſtet, und eine hölzerne Scheune von 36 Fuß Länge und 20 Fuß Breite, welche ungefähr 20 Pf. St. koſtet. Hundert Acker Landes waren bereits vom Holze befreyet, und 50 derſelben gut befriediget, auch zum größten Theil bereits in Cultur, und die Nachbarſchaft nahm an, daß der Verkäufer die Landſtelle gut verkauft habe. Sicher würde aber ein größerer Zufluß der Einwanderer von einigem Vermögen den Werth der Landſtellen ſehr vermehren *), und dieſe neuen Reichen würden eilen, ſich Landſtellen mit einer vorgerückten Cultur zu kaufen; aber bisher hat es faſt alle reichen Perſonen gereuet, ſich aus Europa nach Ober-Canada verſetzt zu haben; zumahl der gar zu hohe Tagelohn den Gedanken an Anlegung von Fabriken entfernen muß.

Es iſt ein großes Glück, daß jetzt die Eiferſucht wider die Anbauer in den vereinigten Staaten, deren blühenden Wohlſtand man beneidet, die Canadier zu reitzen ſcheint, darauf zu denken, ſich bald möglichſt Canäle zu verſchaffen **). Schon denkt man an einen Canal zwiſchen den Seen Erie und Ontario, damit Boote von 20 bis 40 Tonnen eine bequeme Waſſerſtraße aus Ober-Canada nach Nieder-Canada erlangen, wodurch allerdings die weſtlichen Diſtricte ſehr gewinnen würden; doch iſt ſolchen ein leichter Zugang zur Mündung des großen Fluſſes (Grand-River) noch wichtiger, und beſonders ein Waſſerweg nach dem See Erie, zur Transportirung des in Ober-Canada ſo überflüſſigen Stabholzes nach Quebeck und von dort nach Weſtindien.

Auch der Canadiſche Landkaufmann leidet jetzt ſehr bey der Wohlfeilheit der Landes-Producte, und büßt am geborgten Capital genug

---

*) Ebenfalls würde die dichtere Anſiedelung der Anbauer hierzu beygetragen haben. Anm. des Überſ.

**) Der Hauptgrund, warum in Nord-Amerika's Freyſtaaten die Anſiedelungen ſchnell gedeihen, iſt Folge des Verkaufes der Ländereyen. Die beſtgelegenſten zu Mühlen und Stadtanlagen kaufen dann die reichſten und unternehmendſten neuen Einwohner, darauf folgen Handwerker, und um dieſe herum häufen ſich die mäßigen Amerikaniſchen Anſiedelungen, wo ſogleich der Boden trefflich cultivirt wird. Man baut auf dieſem wenig Getreide, weil dieſes keinen weiten Transport leiden kann, um deſto mehr erzieht man Vieh und Milch-Producte, welche eher einen weiten Transport ertragen können.

Anm. des Überſ.

ein. Wenn aber erſt Canäle und einige Fabriken in Canada exiſtiren werden, ſo wird gewiß bald ein allgemeiner kaufmänniſcher Geiſt dort erwachen. Wenn jetzt ein Canadiſcher Pflanzer eine Landſtelle von 500 bis 2000 Pf. St. beſitzt, ſo kann er zwar als Bauer ſehr wohl davon leben; wollte er aber dieſe Summe im Handel anlegen, ſo möchte er ſehr bald ſein Geld los werden.

Wer jetzt als Landbeſitzer in Canada nicht ſelbſt die Hand an den Pflug legt, und mit Tagelöhnern und Geſinde ſeine Landſtelle bewirthſchaften will, wird ſchwerlich ſubſiſtiren können *).

Aus dem gelehrten Stande fehlen hier beſonders Geiſtliche; dagegen hat man der Advokaten und der Ärzte ſchon ſo viele, ſo daß dieſen keineswegs zu rathen iſt, hierher auszuwandern. Weil es hier ſo wenige Apotheken gibt, ſo ſind alle Landärzte gezwungen, hier ſelbſt die Medicin zu bereiten, und wenn ſie zu Kranken gerufen werden, jedes Mahl einen Medicin-Kaſten mit ſich zu ſchleppen. Deſto beſſer befindet ſich eine Familie eines auf halben Sold geſetzten Officiers. Da ſie ein bares Einkommen beſitzen, ſo haben ſie nicht nöthig, ſelbſt zu arbeiten, und können Tagelöhner miethen. Freylich werden ſie aber deſto weniger ſich behaglich finden, im Umgange mit manchen rohen Nachbarn leben zu müſſen **).

Am nützlichſten ſind hier Zimmerleute, Tiſchler, Schneider und Schuſter, welche gewöhnlich ihre 30 Sh. Wochengeld verdienen; alle übrigen mechaniſchen Handwerker ſind nicht ſo ſicher, einen ſtäten feſten Erwerb zu finden, Mahler und Mauerleute, ſo wie Ziegelbrenner, werden nicht geſucht; denn der hieſige Zimmermann haut nicht bloß Holz, ſondern mahlt es auch an; übrigens ſind faſt hier alle Häuſer von Holz gebaut, und die Errichtung von Schornſteinen verſteht hier Jeder, ſo wie das Tünchen der Wände; dagegen iſt das Tünchen und

---

*) In England herrſcht eine National-Wuth, jedes nützliche Geſchäft in's Große zu treiben; deßwegen meynt auch der Verfaſſer, daß 50 Acker für einen kleinen Coloniſten zu wenig Land ſind, und hat Unrecht; da lernt der Coloniſt mit Kühen pflügen, baut wenig Korn, und hat deſto mehr Viehzucht. Dieſes verbeſſert den Boden auf einige Zeit, und ſetzt ihn in Stand, für Geld dem großen Landherrn in der Ernte, Saat u. ſ. w. als Taglöhner und überhaupt als Handwerker zu Hülfe zu kommen; aber bey den Unternehmungen der Britten iſt Alles rieſenmäßig, und durch dieſes Ultraübertreiben an ſich vernünftiger Plane ſchadet ſich ſowohl das Mutterland, als der dasſelbe nachahmende Coloniſt in ſeinen Speculationen. Anm. des Überſ.

**) Dieſe Beſchwerde verſchwindet, wenn eine Zahl von Bekannten ſich in der Nähe bey einander anſiedelt. Anm. des Überſ.

das Gipſen der Zimmerdecken ſehr ungewöhnlich. Es thut jeder ſolche Handwerker wohl, ſich ein Landloos einweiſen zu laſſen, und mit dem Handwerke die Landwirthſchaft zu verbinden.

Alle andern Gewerbe, als die vorgedachten, müſſen nach Canada gar nicht einwandern, oder ihr Geſchäft auf die Städte Quebeck und Montreal einſchränken; ſonſt werden ſie gezwungen ſeyn, um Subſiſtenz zu finden, Landbauern zu werden.

Es iſt eine Thatſache, daß Ober-Canada bisher ſich noch in der Kindheit des Social-Zuſtandes befindet. Zwar gibt es keinen reichern Boden, welcher bey der geringſten Induſtrie die Herren der Schöpfung, und uns nützliche Thiere aller Art ernährt. Die Pflege der Landwirthſchaft, zu der hier Alles ermuntert, führt am Ende die Menſchheit zur Civiliſation, und zu ſeiner Zeit werden Fabriken und Manufacturen genug entſtehen. Für jetzt iſt aber die dießfalſige Ausſicht der meiſten Profeſſioniſten ſchlecht. Es wird aber eine Zeit kommen, wo das von der Natur reicher begabte Brittiſche Amerika der Sitz Brittiſcher Induſtrie, des Reichthumes und der Gelehrſamkeit werden wird, und der Himmel gebe, daß die Erfüllung dieſer Hoffnung nicht ferne ſey.

Es gibt manche Perſonen in England, welche den Wahn hägen, daß Canada einſt mit den vereinigten Freyſtaaten verbunden werden wird. Dieſes wird aber nur dann Statt finden, wenn Großbrittannien von ſeiner jetzigen Macht herab ſinken würde, und wenn es aufhören wird, ſeine wichtige Colonie in beyden Canada's liberal zu behandeln.

Vor Allem ſind die Abkömmlinge der in Nieder-Canada eingewanderten Franzoſen der Engliſchen Regierung ſehr zugethan, welche den dortigen Gutsherren und deren Untergehörigen ihre bürgerlichen, religiöſen und politiſchen Rechte nicht bloß ließ, ſondern ſolche ſogar, wo es mit dem Gemeinwohl verträglich war, vermehrt hat. Was die katholiſche Geiſtlichkeit anbelangt, ſo könnte ſie ſich im Voraus ſagen, daß ihr Zehentrecht und ihre in Canada ſo glänzende Kirche unſtreitig manche Opfer dem republikaniſchen Conformitäts-Syſteme bringen müßte. Es betrachten daher beſonders die Gutsherren und die Geiſtlichkeit die ungebundenere Freyheit und die Verachtung angeborner Rechte gewiſſer Stände unter den Amerikanern mit einem wahren Abſcheu. Daher hat man auch beſtändig gefunden, daß die Landherren und die Prieſterſchaft ſich auf's treueſte mit der Krone verbanden, um Canada vor dem Unglücke der Eroberung der Republikaner zu bewahren, und die andern Claſſen in Nieder-Canada ſind gewohnt, Alles zu glauben, was die Gutsherren und die Prieſter ihnen als gemeinſchaftliches Intereſſe der vornehmen und der dienenden Hand

darſtellen. Freylich hat ſich Ober-Canada zum nicht geringen Theile aus gebornen Nord-Amerikanern der jetzigen Freyſtaaten und deren Nachkommen gebildet; aber die meiſten Eingewanderten ſind wegen der Anhänglichkeit an die königliche Regierung mit Confiscation ihrer Güter in den Freyſtaaten beſtraft, und gezwungen worden, in den Wildniſſen Ober-Canada's ſich von neuem anzuſiedeln. Als im letzten Kriege die Miliz-Horden der Freyſtaaten ein paar Mahl mit einigem Erfolge in Ober-Canada vordrangen, haben ſie durch Raub und Plünderung der Landleute, welchen ſie beſonders alle Gewehre nahmen, ſich ſo verhaßt gemacht, daß man behaupten darf, daß auf der ganzen Erde ſich keine zwey Nachbarſtaaten ſo wüthend haſſen, als die eine monarchiſche Regierung liebenden Canadier mit einer eigenthümlichen Geſetzgebung ſeit Jahren ihre republikaniſchen Nachbarn zu haſſen gewohnt ſind.

Der zahlreiche Theil Ober-Canada's von Brittiſcher Abkunft theilt dieſen Haß der vormahligen Loyaliſten mit ihnen; ſie ſchätzen die Vorrechte, welche ſie unter Brittiſcher Hoheit beſitzen, und den Glanz der auch in Ober-Canada ſich allmählich bildenden Ariſtokratie ſo ſehr, daß, wenn die Freyſtaaten mit ihren zahlreichen Milizen bey einem etwanigen Kriege in Ober-Canada einfallen ſollten, ſie mit ſolchem Eifer ſich zum Widerſtande waffnen würden, daß ein ſolcher Einfall den Amerikanern ſehr gefährlich werden könnte.

Es hat alſo weder Canada noch England von der Zahl der Amerikaniſchen Milizen bey einem etwanigen Kriege das Mindeſte zu fürchten, ſo lange die Krone den Stolz behauptet, ein unabhängiges, aber ſich nur unter Geſetzen regelndes Volk im nördlichen Amerika zu regieren; aber ſie muß in der Verwaltung dieſes Schutzſtaates manche andere Grundſätze annehmen, als bisher ihre in Canada reſidirenden Beamten in dieſen Provinzen geübt haben*).

36.

Fußreiſe aus der Talbot-Niederlaſſung nach Nieder-Canada.

Folgende Reiſebegebenheiten, welche den Leſern nicht unintereſſant ſeyn dürften, ſammelte ich auf einer Fußreiſe, und erinnere,

*) Doch muß man nicht vergeſſen, daß die Krone England's in Canada ſtets eine kleine Flotte und 10,000 Mann Linientruppen unterhält, mit einem Aufwande von 750,000 L. St. für das Civile und ſtarke Militär; dagegen iſt das Kroneinkommen nur ſehr geringe. Anm. des Überſ.

daß der gelehrte Doctor Goldſmith etwas ganz Vernünftiges behauptete, als er drucken ließ, daß ein Fußreiſender die Gegenſtände um ihn herum viel ſchärfer und richtiger in's Auge faſſe, als ein vornehmer Reiſender aufzunehmen im Stande iſt, wenn ſein Wagen durch fremde Gegenden rollt.

Es war im Frühjahre 1820, daß ich, wie der weiland Erzvater Jakob, meines Vaters Haus in der Niederlaſſung Talbot verließ, und mich allein in die Urwälder wagte. Nach zurück gelegten erſten 20 Meilen klopfte ich in einem Wirthshauſe an, mußte aber erfahren, daß die Vögel ausgeflogen waren, weil irgend ein ſpeculirender Amerikaner eingeſehen haben mochte, daß er hier ſein Brot nicht finden könne; ich ſetzte mich daher auf ein leeres Faß vor dem Hauſe, und fing an, in Young's Nachtgedanken zu leſen, um meiner Seele die Nahrung zu geben, welche ich dem Körper verſagen mußte; leider waren aber die Mosquitos eben ſo hungrig als ich, und zwangen mich, das Buch zuzuſchlagen, und meine Wanderung fortzuſetzen. Bis Oxford wanderte ich noch 10 Meilen in der Wildniß, und traf keine menſchliche Seele an; aber die Mosquitos waren auf mein Blut ſo begierig, daß ſie mir auch nicht einen Augenblick Friſt ließen, an irgend etwas Anderes zu denken, als mich gegen ſolche zu ſchützen.

In Oxford wollte ich in einem Wirthshauſe zu Mittag eſſen; aber auch hier hatte ich das Unglück, den Gaſtwirth nicht im Hauſe zu treffen; doch war meine Lage nicht völlig ſo hoffnungslos als beym erſten Wirthshauſe. Dieſer Wirth hatte ſich nähmlich, nicht wie der erſte, in Nacht und Nebel davon geſchlichen; denn ich traf ihn ſchwankend auf einem Steine, indem er ſich in der Sonne bartete. Feurig ſtrahlte ſein Antlitz, und verrieth ſo ſein Gewerbe und was er liebte. Ob er gleich in einem kattunenen Schlafrocke und dünnen Beinkleidern leicht gekleidet war, ſo zerſchmolz er doch faſt aus innerer und äußerer Hitze. Als ich mich der Thür näherte, nahm er ſeine Cigarre aus dem Munde, und fing mit mir das gewöhnliche Examen eines Amerikaners an. Ich eilte, ihn zu erſuchen, mir eine Schüſſel zur Nahrung, die ich ſehr bedurfte, vorſetzen zu laſſen. Statt des verlangten Rindfleiſches erhielt ich eine Schweins-Carbonade, welche ich mir gut ſchmecken ließ, aber mich wieder examiniren laſſen mußte, bis ein anderer Gaſt hereintrat, und einen ſogenannten Kehlſpüler (ſo nennt der gemeine Mann in Amerika einen Schnapps) verlangte, welcher den Wirth beym Halſe faßte, und ihn nach dem Schenktiſche führte. Ich bezahlte meine Rechnung, und kam um 8 Uhr Abends in Dogges Wirthshaus, um dort zu ſchlafen. Es pflegen die Landwirthshäuſer in Ober-Canada gewöhnlich nur klein zu ſeyn, und aus drey Zimmern, der Küche, dem Schlafgemache und dem Gaſtzimmer

zu beſtehen. In letzterem wird Kaffeh getrunken, Schnapps geſchenkt, und gezahlt. In der Küche wird dagegen gewaſchen, geſpeiſet, und es pflegt ſich darin Jeder anzukleiden; im Schlafzimmer dagegen werden alle Vorräthe des Hauſes aufbewahrt.

Das eigentliche Gaſtzimmer hat nichts als einen großen Tiſch von Kirſchbaumholz, zwey oder drey Bänke von Tannenholz und eine Feuerzange. Die Wände ſind mit weißem Kalk überzogen, und der Fußboden iſt reichlich mit Sand beſtreuet.

Die Küche iſt voll Töpfe, Keſſel, eiſerner Platten, Tiſche, Meſſer und Gabeln und einem halben Dutzend Tröge.

Die Schlafkammer enthält gemeiniglich vier bis fünf reinliche gute Betten mit Bettlacken von Baumwolle und Überzügen, welche aus Flachs und Wolle gewebt ſind. Es haben aber die Bettſtellen weder einen Himmel noch Umhänge. Überdieß ſtehen darin zwey bis drey Stühle, ein tragbares Fernglas kleinſter Art, das aber häufig ſo ſchlecht iſt, daß es gemeiniglich Alles falſch reflectirt. Übrigens fehlt darin ein Waſchtiſch, ein Tiſch, um ſich anzukleiden, ein Büreau, um Gepäcke hinein zu legen, und ſogar der Nachttopf. Endlich ſchlafen in dieſem Gemache Männer, Frauen und Kinder durch einander.

Verlangt man in einem ſolchen Wirthshauſe ein Bett für ſich, ſo erhält man zur Antwort, daß das von der Zahl der Gäſte abhänge, welche ein Schlaf-Quartier ſuchen möchten, und erhält vorläufig den Beſitz eines Bettes unter der ſtillſchweigenden Bedingung, wenn es die Umſtände mit ſich bringen, mit einem Menſchen das Bette zu theilen, welchen man vorher niemahls ſah. In der Sorge, einen unangenehmen Schlafgenoſſen zu empfangen, bringt man bisweilen eine Nacht unruhig und ſchlaflos zu.

Ich mußte einmahl, weil kein anderer Rath für mich war, unter dieſem Vorbehalte des Wirthes mich Abends zur Ruhe niederlegen, und ſchlief in der Furcht, einen Schlafgeſellen zu erhalten, ein. Um Mitternacht wachte ich auf, und hörte, daß fünf fröhliche Mädchen mit einander ſchnatterten, und ſich entkleideten. Als ich ſah, daß nur vier Betten im Zimmer ſtanden, und jedes Bett bereits mit einer Perſon beſetzt war, ſo konnte ich berechnen, daß ich wenigſtens eine, wo nicht zwey Jungfern zu Bettgenoſſinnen erhalten würde. Ergriffen von dieſer Furcht, erhob ich mein Haupt, und erkundigte mich bey den Schönen, welche von dieſen mir die Ehre erweiſen würde, bey mir zu ſchlafen.

Eines der ſchalkhaften Mädchen rief mir zu: „Wir werden uns gewiß weder zu Ihnen noch zu Ihrem Bette drängen; man verliert alle Neigung dazu, wenn man Sie nur ſieht.“

Freylich mag ich nicht ſehr freundlich ausgeſehen haben; denn

ich hatte eine wahre Angſt vor zwey Beyſchläferinnen. Auch erlangte ich bald die Überzeugung, daß mein Bett von ihrem Beſuche verſchont bleiben würde; denn die fünf jungen Schönen legten ſich neben einander auf Bettzeug, welches auf die Diele niedergelegt wurde. Da aber die Schönen nicht ſchläfrig ſeyn mochten, ſo erneuerten ſie ihr Geſchnatter im Bette, und aus den Kehltönen ſchloß ich, daß es Deutſche Mädchen waren. Die Unterhaltung derſelben brachte mir eine ſchlafloſe Nacht; als ich aber aufſtand, war es Gewißheit, daß die Mädchen Deutſche waren; denn ſie redeten im Schlafe Deutſche Worte. Ich ſtand endlich früh auf, und fand vor der Thür des Schlafzimmers ne Art Schweintrog, um mich darin zu waſchen. Wenn man in einem Canadiſchen Wirthshauſe zu Pferde einkehrt, ſo iſt es herkömmlich, daß der Reiſende ſein Pferd ſelbſt füttert und reiniget; denn nach Landesgebrauch läßt der Wirth ſolches hungrig und durſtig ſtehen; und dieſe Pflichten, ſich ſelbſt zu bedienen, muß man mit guter Laune, ſo müde man ſeyn mag, verrichten, oder der Hausherr flucht dem Fremden nach, oder ſeine ehrbare Hausfrau macht ihm mit gellender Stimme Vorwürfe.

Es erwarte kein Fremder irgend eine zuvorkommende Aufmerkſamkeit von dem Gaſtwirthe, bey dem er in Amerika einkehrt. Mag der Fremde noch ſo höflich um irgend eine Hülfsleiſtung bitten, ſo iſt immer die Antwort: daß man Geduld haben müſſe, bis der Herr oder die Bedienung mehr Zeit hätten. Wendet man ſich etwa an die Wirthstöchter, ſo darf man darauf rechnen, daß ſie noch mürriſcher ſind als die Ältern. Bittet man ſolche um irgend eine Erfriſchung, ſo erſchallt darauf etwa folgende Aufforderung: „Mutter, der Mann will zu eſſen haben.“

Ich kehre nun zu meiner Reiſebeſchreibung zurück. Am folgenden Tage wanderte ich durch eine Gegend, worin hauptſächlich penſionirte Civil- oder Militär-Perſonen ſich anſäſſig gemacht hatten, ohne daß ſie ihr Einweiſungsbrief verpflichtete, in gegebener Friſt ihr Land urbar zu machen. Sie hatten aber ihre Looſe ſo ſehr vernachläſſiget, daß faſt alles Land ſich in einer ununterbrochenen Wildniß befand, und in einer Länge von 19 Meilen traf ich nur drey Häuſer an. Dieſe Öde iſt eine natürliche Folge der zu großen Landſtrecken, welche dieſen Herren angewieſen worden waren. Sie haben ſolche vor etwa 30 Jahren in Beſitz genommen, um ruhig zu erwarten, daß eine dichtere Bevölkerung um ihre Landgüter herum ihnen Käufer zu dieſen Wildniſſen zuführen werde. Eben daher waren aber auch die Wege durch dieſen Diſtrict kaum zu paſſieren.

Der dritte Tag meiner Wanderung both mir keine Reiſe-Abenteuer an, aber ein ſchlimmer Umſtand begegnete mir am vierten Tage.

Ich kam ungefähr um 6 Uhr Abends zu Ankaſter, 80 Meilen vom Hauſe meines Vaters, an, und wollte mein Nacht-Quartier zu Flambro, einem Landgute des Oberſt Simons, nehmen. Der Oberſt Simons iſt ein geborner Canadier und Sohn eines Amerikaners, welcher in königlichen Dienſten vor der Revolution ſtand, unter den Brittiſchen Fahnen wider George Waſhington ſtritt, und als der Revolutions-Krieg ein Ende hatte, ſich in Canada anſäſſig machte. Simons hat unſerer Familie als Freund und Rathgeber uneigennützig ſtets gedient, und eben ſo viele Verpflichtung haben wir ſeinem Bruder Capitän Simons. Das Nachtheilige, was ich von ſeinen Landsleuten hier und da habe erzählen müſſen, findet auf dieſe brave Familie gewiß keine Anwendung. Ich beging in Ankaſter die Unvorſichtigkeit, ſtatt die Landſtraße von ſechs Meilen nach Flambro zu verfolgen, einen ſogenannten geraderen Pfad von $2\frac{1}{2}$ Meile zu wählen, weil die Sonne unterzugehen anfing. Nach einem Marſche von $1\frac{1}{2}$ Stunde glaubte ich, dem Ziele nahe zu ſeyn, und erfuhr, daß ich den verkehrten Weg genommen hatte, und von hier noch ſieben Meilen machen müßte. Schon war die Sonne untergegangen, und ich warf die Bemerkung hin, daß ich wohl nicht fähig ſeyn würde, heute Abend nach Flambro zu gelangen; aber man wollte mich nicht verſtehen, und gab mir die Verſicherung, daß ich den Weg keineswegs verfehlen könne. Da mir nun keine andere Wahl blieb, ſo wanderte ich weiter. Als ich aber eine Meile zurückgelegt hatte, verlor ich um 9 Uhr Abends in der Dunkelheit den Pfad gänzlich, erzählte mein Abenteuer im nächſten Hauſe, wurde aber dafür brav ausgelacht. Ärgerlich hierüber, nahm ich meinen Wanderſtab wieder zur Hand, und mußte froh ſeyn, daß der betrunkene Einwohner und ſeine theure Betſy mich verſicherten, daß nicht weit von ihnen ſich ein anderes bewohntes Haus fände; aber der Pfad war ſo eng und ſo wenig kennbar, daß ich im dunkelſten Walde mich gänzlich verirrte. Am Ende kam ich auf einen beſſern Weg, ohne zu wiſſen, ob er mich nach Ankaſter oder nach Flambro brächte. Wegen des vielen Unterbuſches und anderer Hinderniſſe ſchleppte ich mich drey Stunden lang weiter, nur zu ſehr überzeugt, daß ich in dieſer Nacht kein Obdach finden würde. Als ich das Ufer eines Fluſſes erreichte, und längs dem Ufer fortgehend vor einem beträchtlichen Waſſerfalle ſtand, fühlte ich mich nun in der Mitternachtsſtunde eben ſo angſtvoll, als einſt Doctor Johnſon auf einer Reiſe durch die Hebridiſchen Inſeln.

So müde ich auch war, ſo hatte ich doch nicht den Muth, mich niederzuſetzen, aus Furcht vor den in dieſer Gegend ſo häufigen Schlangen. Ich lehnte daher meinen Rücken an einen Baum, und ließ meinen Gedanken in der Einſamkeit freyen Lauf. Die Finſterniß

und die Einſamkeit unterbrach nichts als das Krächzen einer Nachteule. Endlich fand ich, wenn ich nicht einſchlafen wollte, was ich für bedenklich hielt, daß ich wieder vorwärts gehen müſſe, und beſchloß, in dieſer Lage einen Berg vor mir zu erſteigen. Es war aber dieſer Berg ſehr ſteil und mit Schluchten durchſchnitten, welches das Erklimmen ſchwierig machte. Endlich ſtolperte ich über einen grauen Granitblock, umfaßte dann eine vom Winde niedergeſtürzte Eiche, und fiel nachher in einen Graben.

Mit vieler Mühe erſtieg ich am Ende die Spitze des Berges, und kletterte auf einen kleinen Baum, in der Abſicht, mich auf einer Gabel ſeiner Zweige niederzuſetzen. Kaum hatte ich aber dieſen Sitz eingenommen, als ich durch die Bäume Licht in der Entfernung von zwey Meilen ſchimmern ſah. Sofort verließ ich den Baum, und beſchloß, den geradeſten Weg nach dem Lichte zu nehmen; als ich aber in's Thal hinabgekommen war, verlor ich das Licht aus dem Auge, und ging auf's Gerathewohl vorwärts; indeſſen war ich damit zufrieden, daß ich den Berg in der halben Zeit hinabſtieg, welche ich bedurft hatte, um ihn zu erklimmen. Auf der Spitze eines zweyten Hügels wurde ich das Licht wieder gewahr, und richtete mein Auge genau auf daſſelbe, bis ich ſo ſchnell als möglich vor dem Hauſe ankam, aus deſſen Fenſter mir das Licht geleuchtet hatte.

Niemahls ſtand ich froher vor einer Hausthür als in dieſer Nacht, nachdem ich in 21 Stunden 45 Meilen zurückgelegt hatte, ohne die mindeſte Nahrung zu mir genommen zu haben, weßhalb ich eben ſo hungerig als müde war; aber in dieſer Hütte wohnte ein ungaſtfreundlicher Mann. Ich klopfte an die Thür, und erwiederte auf das „Wer da!“ Ein Freund käme. „Welcher Freund?“ war die Antwort, und die meinige: Ein Fremder, der ſich im Walde verirrt hat, hofft von Ihnen gute Aufnahme und Schutz!

Mit eiskaltem Blute verſetzte man mir: Wir nehmen keine Fremden auf. Ich bath um Aufnahme als ein Irländer, da ich dachte, daß die bekannte Gaſtfreundſchaft der Irländer mir einen Paß ſelbſt zu einem Indianiſchen Wigwam gegeben haben würde. Lieber hätte ich ſagen ſollen zur Wohnung eines Türken; denn ein Indianer verſagt niemahls andern Menſchen das Obdach, und ging weiter, als mein Bitten und Flehen keine Erhörung fand.

Wenige Ellen von dem Hauſe ſtand ein Stall oder eine Scheune, und da die Thür offen ſtand, ſo ging ich ohne Bedenken hinein, kletterte auf das Heu hinauf, und dankte dem Himmel für das weiche Bett. So bewegt nun auch meine Seele in dieſem Augenblicke war, ſo war doch die Erſchöpfung meiner Natur ſtärker; ich

ſchlief ein, und wachte erſt wieder auf, als die Sonne hoch am Horizonte ſtand.

Ohne vorher dem Eigenthümer zu danken, daß er die Scheunenthür für mich offen gelaſſen hatte, oder mich über ſeine Unmenſchlichkeit zu beklagen, ging ich weiter, und kam vor der Frühſtückzeit beym Oberſt Simons an, wo mir natürlich ſeine gute Mahlzeit wohlſchmeckte, und die viele Mühe, welche er und ſeine Familie ſich gaben, den Menſchen ausfindig zu machen, der mir das Obdach ſo grauſam verſagt hatte, überzeugte mich, daß doch die Zahl der Canadier ſo gar groß nicht geweſen ſeyn mag, welche mir in ähnlicher Lage das Obdach verſagt haben würden.

Ich verweilte hier einige Tage zum Vergnügen, zur Belehrung und zur Erhohlung, erreichte York, und ſetzte über Kingſton den Weg nach Montreal fort. Den Weg vom Ontario-See bis York habe ich ſchon beſchrieben, und derjenige von York nach Kingſton läuft ſtets durch bevölkerte Niederlaſſungen längs dem See Erie.

Die hieſigen Landleute ſcheinen nicht ſo wohlhabend zu ſeyn, als in den Diſtricten Gore, Niagara und London; doch fand ich viel Vieh und gut beſtellte Felder zu Sidney, Thurlow und Richmond.

Ich blieb nicht lange in Kingſton, und eilte weiter nach Montreal auf der Straße längs dem Lorenz-Fluſſe.

Am folgenden Tage kam ich in der Herrſchaft Longueille an, der erſten in Nieder-Canada, hart an der Gränze beyder Provinzen. Im Wirthshauſe, wo ich Halt machte, traf ich eine höchſt runzliche Wirthinn, welche, obgleich ſie ihr Lebenlang Wirthinn geweſen war, dennoch kein Engliſch verſtand; es waren aber wenigſtens ein halb Dutzend Jungfrauen im Hauſe, welche ziemlich gut Engliſch ſprachen. Die alte lange Dame war faſt ganz Knochen, hatte wenig Fleiſch und dunkelgrüne Augen mit einem dunkelrothen Hof, ſo daß ein Rubin den Smaragd zu umgeben ſchien. Ihre Stimme war höchſt heiſer, und während ich meine Mahlzeit verzehrte, verwies ſie die Mädchen wenigſtens dreyßig Mahl an ihren Spinnrocken; wenn aber ihre Stimme ruhte, ſo beſchäftigte ſie ſich mit einer ungeheuren Katze, die ihr ſehr ähnlich war, welche ſie beym Schwanze faßte und in der Luft hielt, damit mir die Ähnlichkeit der Stimme und des Auges der Katze mit derjenigen ihrer Gebietherinn nicht entgehen ſolle. Ungeachtet dieſer weiblichen Albernheit, muß ich aber doch, der Wahrheit gemäß, verſichern, daß ich in dieſer Wirthshütte mehr Höflichkeit, Menſchlichkeit und gute Bewirthung als in den Gaſthäuſern Ober-Canada's antraf.

37.

Sitten und Lebensart in Nieder-Canada.

Früher habe ich ſchon die Stadt Montreal beſchrieben, und werde jetzt über ihre Be ohner Nachrichten ertheilen.

Die dortige Kaufmannſchaft beſteht beſonders aus Engländern und Amerikanern, da es ſcheint, daß die von Franzoſen abſtammenden Canadier den ſicheren Gewinn auf ihren Landgütern den Gefahren des Handels vorziehen. Viele Engländer oder Schotten haben im Handel ein anſehnliches Vermögen erworben, von denen die meiſten in ihrer Jugend Handwerker waren, die Kühnheit und Glück weiter hob. Man darf alſo nicht gerade ſehr feine Sitten unter ihnen ſuchen.

Das geſellige Lebensverhältniß der Einwohner theilt ſolche in folgende vier Claſſen: In der erſten leben die Civil- und Militär-Beamten, die Rechtsgelehrten, Ärzte und Prediger mit dem höheren Perſonale der nordweſtlichen Handelsgeſellſchaft; — in der zweyten Claſſe die reiche Kaufmannſchaft; — in der dritten die Ladenhalter und die reichſten Handwerker und Künſtler, und in der vierten die große Menge, die nicht zu den drey erſten Claſſen gehört.

Da in den letzten zwanzig Jahren glückliche Handels-Conjuncturen manchen früher unbedeutenden Einwohner zum vermögenden Manne machten, ſo trifft man in der Claſſe der Glückspilze eben ſo viel Stolz und Streben nach ariſtokratiſchen Auszeichnungen als in Europa's Handelsſtädten. Haben die vormahligen Böttcher und Zimmerleute ihre Krummaxt und ihren Schraubhobel niedergelegt, ſo lernen ſie ſofort das Vornehmthun, und ſehen auf ihre weniger glücklichen Kameraden mit Verachtung herab. In den öffentlichen Nachrichten ſchimmert ihr Nahme unter den Bank-Directoren und mit dem Schwanze eines Esquire. Ich traf in einer Zeitung, die gerade vor mir liegt, drey Bekanntmachungen an, in welcher ſich fünf Perſonen Esquires tauften, von denen zwey noch jetzt ihr Zimmerhandwerk treiben, der dritte einſt ein Tüncher war und jetzt ein Branntweinhändler iſt. Der vierte, vormahls ein Böttcher, iſt jetzt ein Detailliſt, ein Mahler und Glaſer zugleich.

Die Apologiſten des Geldſtolzes wollen zwar die Anmaßungen der neuen Reichen dadurch vertheidigen, daß urſprünglich jeder Rang aus einem erworbenen großen Reichthume ſtammte, und daß daher billiger Weiſe der reicher gewordene Mann in den Graden der Geſellſchaft und der öffentlichen Achtung ſteigen müſſe. Freylich muß man im jetzigen Geſellſchaftszuſtande wünſchen, daß reiche Privaten einen Einfluß auf die Staatsverwaltung erlangen; aber es ſollte

dennoch der neue Reiche nicht aufhören, denen, die an Geburt und Bildung über ihm ſtehen, gleiche Achtung, als vorher, zu beweiſen, und denen, welche das Glück unter ihn ſtellte, eine Neigung, ſie zu verpflichten, und zu jeder Gefälligkeit gegen ſolche zeigen. Wenn ein durch ſein Glück reich gewordener Mann dieſe Regeln befolgt, ſo kann ihm die Achtung Jedermanns nicht fehlen, welche man mit Vergnügen einem unabhängigen Manne von Ehre bezeigt. Will ſich aber der neue Reiche nicht durch Verdienſte und anſtändige Beſcheidenheit, ſondern durch kühnes Anſchließen an andere reiche Perſonen, und durch Grobheit gegen die beſcheidene Armuth auszeichnen, ſo wird der Letztere ungern die Eitelkeit und den Ehrgeitz des Emporkömmlings dulden, und der reiche oder edelgeborne Mann die Dummheit des Emporkömmlings bemitleiden und ſeinem Stolze Trotz biethen. Reichthum an ſich gibt keinem Sterblichen eine Auszeichnung; aber er kann in vernünftiger Hand ein Mittel werden, ſolche zu erlangen. Am Ende gibt das edle Gemüth jedem Menſchen ſeinen wahren Werth. Iſt dieſes Gemüth mit Reichthum verbunden, ſo ſtrebt es natürlich dahin, ſich den Mitbürgern nützlich zu machen, und iſt dann im Beſitze edler Gemüther allerdings kein geringer Glanz. — Jetzt ſind die öffentlichen Vergnügungen zu Montreal auf Winterbälle und Mittagsmahlzeiten an Feſttagen eingeſchränkt. Seitdem im Jahre 1720 das dortige Theater abbrannte, findet man wenig Behagen am Beſuche des Theaters; aber in den geſchloſſenen Geſellſchaften ſcheiden ſich die Stände ſehr ſorgfältig von einander, als wenn man nur unter ganz gleichen Standesgenoſſen das Vergnügen der Geſelligkeit ſchöpfen könnte. Habe ich gleich länger als ein Jahr in Montreal gelebt, ſo habe ich doch nur mit der erſten Claſſe gelebt, und mich um die andern durchaus nicht bekümmert; glaube aber, daß ein aus den unterſten Ständen zu einem wohlhabenden Kaufmanne mit mehr als 10,000 L. St. Vermögen gelangter Bürger ohne Schwierigkeit zu den Zirkeln des zweyten Ranges einen Zugang finden wird; denn ich habe wohl bemerkt, daß ein glücklicher Böttcher, der ſeine 20,000 L. St. beſitzt, ſich viel mehr dünkt, als ein ehrlicher Kamerad, der es nur bis auf 5000 L. St. brachte.

Die Herren, welche auf irgend einen Rang Anſpruch machen, kleiden ſich alle ſehr gut und anſtändig; aber ich kenne kaum ein halbes Dutzend Damen in Montreal, welche ſich als Damen vom Stande kleideten. An ſchönen Sommerabenden ſieht man auf dem Marsfelde ſehr viele Herren; aber das angeſehene Frauenzimmer kommt nicht dahin; ich möchte indeſſen nicht behaupten, daß dieſe Häuslichkeit gerade ein Beweis von Sittlichkeit ſey, und Herr Lambert verſichert

in ſeinem Reiſewerk: „daß zu ſeiner Zeit die Geſellſchaft in Canada in Parteyen abgetheilt war, daß man in ihren Zuſammenkünften ſcandalöſe Tagesgeſchichten erzählte, und Verleumdungen, Mißverſtändniſſe und Neid die Qual der Bewohner machten. Die Wochenblätter wären ein Inſtrument gemeiner Späße und boshafter Mittheilungen. Von Glück und Fröhlichkeit in den Familien, ſagt er, traf ich keine Spur, als in den ſeltenſten Fällen, an. Man nahm viel Theil am Privat-Leben und an der Kenntniß des Urſprunges der Mitbürger. Der alte Franzöſiſche Adel hatte nur Achtung für diejenigen, welche, wie ſeine Familie, ſchon vor der Einwanderung adelig geweſen waren. Die blühende Landwirthſchaft und der Handel bildeten indeſſen manche neue reiche Perſonen, welche vom alten Adel beneidet werden. Die Zahl der ungetreuen Weiber, der unterhaltenen Beyfrauen und der Mädchen leichter Tugenden finden ſich in Canada häufiger als in Frankreich, und man nimmt an, daß in den dortigen Städten mehr uneheliche als eheliche Kinder geboren werden. Wegen der häufigen ehelichen Untreue beyder Geſchlechter vornehmen Standes herrſcht in deren Geſellſchaften viel Widerwillen und Uneinigkeit wider einander, und die Damen ſuchen außerhalb des Hauſes die laufenden nachtheiligen Gerüchte über ihre Eheherren zu erkundigen. Dieſes gibt dann zu häuslichen Vorwürfen Gelegenheit, welche bisweilen zu Schlägen übergehen. Doch veranlaſſen ſolche Liederlichkeiten weder Schadensklagen noch Eheſcheidungen. Die Ehemänner haben mit den Schwächen ihrer Weiber viele Geduld, oder ſuchen ſich in den Armen der Kammerjungfern zu entſchädigen.“

So viel ich habe bemerken können, iſt das Sittengemälde des Herrn Lambert falſch. Ich habe z. B. ſelten in Nieder-Canada Spott über Unſittlichkeit der unverheiratheten Damen gehört, habe mich aber um die Zahl der unehelichen Kinder in den Städten Montreal's freylich nicht bekümmert. Da aber Herr Lambert ein junger Mann, und ohne Zweifel ein Mädchenjäger war, und ich nicht weiß, ob ihn die Damen ſelbſt in ihre Geheimniſſe einweihten, wenn er gleich dieſes nicht in ſeinem Vorwort verſichert, ſo laſſe ich ſeine Darſtellungen ungeprüft.

Immer iſt noch der größte Theil der Bewohner von Montreal Franzöſiſch-katholiſchen Urſprunges, und 30 Privat-Erziehungs-Anſtalten, welche verſtändige Irländer zu Inſtructoren haben, beweiſen, daß es daſelbſt nicht an Gelegenheit fehlt, ſich Unterricht zu verſchaffen.

In freundlicher Geſelligkeit leben hier Katholiken und Proteſtanten mit einander. Die katholiſche Geiſtlichkeit unterhält ſich mit

zum Theil vom Zehenten, welcher jedoch nur $\frac{1}{26}$ der Producte beträgt; die Diener der Engliſchen Kirche bezahlt die Regierung; alle übrigen Geiſtlichen werden von ihren Gemeinden beſoldet. Die Römiſch-katholiſche Geiſtlichkeit verdient die höchſte Achtung; denn ſie miſcht ſich nicht in die weltlichen Angelegenheiten ihrer Pfarrkinder, und ſtrebt nur bloß, deren Seelenheil zu befördern. Man ſieht dieſe Herren ſelten außerhalb ihrer Häuſer, es ſey denn, daß ihr Hirtenamt ſie dazu verpflichtet. Ich bemerkte nicht, daß im bürgerlichen Leben die Geiſtlichen mit den Laien vielen Umgang pflegen. Ihren Hauptreichthum beziehen ſie von den Lehensgefällen ihrer Meier bey Veränderungen der Beſitzer. Gewöhnlich tragen ſie ein weites, ſchwarzes Kleid von Bombaſſin oder einen langen Pelz, ſchwarze Beinkleider, welche unter dem Knie befeſtiget ſind, ſchwarze Strümpfe, einen Hut mit breitem Rande und Schnallenſchuhe. Auf den Straßen ſchreiten ſie, als tiefe Nachdenker, in ſich gekehrt einher. Ihr Hauptfeſt iſt das Trinitatis-Feſt. Die Bildung der Proceſſion wird ſowohl unter den Katholiken als Proteſtanten lange vorher beſprochen.

Alle Franzöſiſchen Canadier pflegen ſich des Morgens zwiſchen 8 und 12 Uhr in der Kirche trauen zu laſſen. Zu Wagen werden Braut und Bräutigam von Freunden und Verwandten nach der Kirche geleitet, doch nimmt dieſer Zug jedes Mahl einen langen Weg durch die Straßen, im Brauthauſe wird ein glänzendes Mittagsmahl ſervirt, und am Abende getanzt, geſungen und bis tief in die Nacht Karten geſpielt.

Die Franzöſiſchen Canadier ſcheinen mir das glücklichſte Volk auf der Erde zu ſeyn. Es braucht ſich hier weder Körper noch Geiſt beſonders anzuſtrengen, um ſeinen anſtändigen Lebensunterhalt zu finden. Dieſe Bewohner Nieder-Canada's ſind ein gutmüthiges Volk, das ſeine Regierung liebt, und keine Nahrungsſorgen kennt. Hitzköpfige Radikalen, welche vor der waltenden Staatsbeamtung einen Abſcheu hegen, gibt es in England häufiger unter den Proteſtanten, als unter Canada's Katholiken. Gewiß würde die Engliſche Regierung die Irländiſchen Katholiken gewinnen, wenn ſie im Stande wäre, ihnen beſſere Nahrung zu verſchaffen, und zur Herſtellung der Ruhe in Irland ihren Sachwalter, O'Connel, mit einem halben Dutzend anderer Lärmmacher bey einer Nordweſt-Expedition anſtellte, damit ihr gar zu glühendes Temperament zur Abkühlung gelangte.

Nach Frankreichs alter Sitte feyert man hier das Neujahrsfeſt, und Jedermann thut ſich in dieſer Periode gütlich. Die Gratulanten wandern von einem Hauſe zu dem andern, und alle weiblichen Perſonen

des Hauſes empfangen einen ehrbaren Kuß. Die Franzöſiſchen Damen biethen den Herren ihre Wangen, und die Brittinnen ihre Lippen an. Die Feſtlichkeiten dauern drey bis vier Tage; ſey es, weil die Damen, geküßt zu werden, lieben, oder weil die Herren gern viel Wein oder Rhum bey dieſer Gelegenheit trinken.

Auch verſetzte man hierher das Franzöſiſche charivari. Wenn nähmlich ein junger Mann eine Witwe heirathet, oder eine Witwe einen jungen Mann, ſo kommen ein Paar Tage nach der Hochzeit die fröhlichen Jünglinge mit vielem Lärme vor das Haus der Neuvermählten, und verlangen ein gewiſſes Geſchenk an eine Wohlthätigkeits-Anſtalt, was man Ehren halber, wenn man Friede haben will, bezahlen muß.

Auf den Dörfern Nieder-Canada's pflegt Abends nach vollendeter Arbeit die Jugend beyder Geſchlechter zu tanzen, zu ſingen, zu lieben und ſich lieben zu laſſen. Dort herrſcht fröhliche National-Laune; kein Herz iſt von Sorgen getrübt, oder gar von Melancholie; und Klatſchereyen hört man dort nicht. Übrigens ſpürt man in Nieder-Canada viele Achtung vor der Religion, und mit Unterwürfigkeit üben die Canadier die Buße, welche ihnen ihre Prieſter vorſchreiben. Überall habe ich wahrgenommen, daß die meiſte Frömmigkeit nicht immer da herrſcht, wo die meiſte Aufklärung exiſtirt. Doch gibt es keine Volksmaſſe, welche eine beſſere allgemeine Schulerziehung beſitzt, als Nieder-Schottland. Kann man auch nicht behaupten, daß dieſes Volk gerade das religiöſeſte iſt, *ſo iſt es doch ſicher das ſittlichſte*. Es iſt in ſeinen Schulen zugleich in allem Nützlichen für das irdiſche Leben, aber auch in den Dogmen der Religion unterrichtet worden. Die Verbindung beyder Zwecke bewährt ſich in dieſer Nation als höchſt nützlich. — Das Landvolk in den Amerikaniſchen Freyſtaaten genießt in Allem, was weltliches Intereſſe hat, einen eben ſo ausgedehnten Unterricht, als der Nieder-Schotrländer, und doch ſind die Amerikaner im Ganzen kein religiöſes oder ſittliches Volk.

Ich fand überall unter dem wenig unterrichteten Landvolke von Nieder-Canada mehr wahre Glückſeligkeit, wahre Höflichkeit, mehr Achtung für Religion und Nächſtenliebe, als irgendwo ſonſt, wo ich gelebt habe. Alles lebt hier vom Landbau; eine Lebensart, welche der Tugend und der Geſundheit offenbar ſo zuträglich iſt, daß nach meiner Erfahrung derjenige, welcher das glücklichſte Landleben ſehen will, unter den Canadiſchen Bauern leben muß.

38.

Wahrnehmungen auf einer Reiſe aus Canada nach Neu-York.

Ich verließ am 15. Auguſt 1822 die Talbot-Niederlaſſungen um nach Neu-York zu reiſen; ließ mich am 18. Auguſt über den Fluß Niagara ſetzen, kam aber zufällig zu ſpät an, um mit der Poſtkutſche ſchnell weiter zu reiſen. Da ich in Lewiſton, einer Stadt der Freyſtaaten, einen Miethwagen nahm, ſo kam ich noch am nähmlichen Abende 45 Engliſche Meilen weiter nach dem Dorfe Oak-Orchard; aber auch hier konnte ich keinen Sitz in der Poſtkutſche erlangen. Nun beſchloß ich, zu Pferd den nur 6 Meilen entfernten neuen Canal zu beſuchen, und erhielt in einer Stunde ein Pferd mit Sattel und Zaum, aber ohne Sattelgurt; jedoch wagte ich den Ritt ohne ſolchen, da man es in Amerika auf dem Lande mit dem Beyeinanderſeyn aller Bequemlichkeiten des Lebens nicht gar zu genau nehmen muß. An der Stelle, wo ich den Canal zuerſt erblickte, ſah ich Arbeiter bey einer Waſſerleitung, und erfuhr, daß jeder derſelben monathlich 13 Dollars außer Nahrung und Quartier empfinge. In fünf Jahren hat der Canal bereits eine Länge von 200 Meilen erlangt, und wird den See Erie mit dem Fluſſe Hudſon verbinden. Wenn die 350 Meilen des Canals vollendet ſeyn werden, ſo wird er 8 Millionen Dollars gekoſtet haben.

Der Staat Neu-York iſt dieſe wichtige Landesverbeſſerung dem geweſenen Gouverneur, de Witt Clinton, ſchuldig. Niemahls hat wohl ein Staatsmann mehr mit den Hinderniſſen eines großen menſchenfreundlichen Projects zu kämpfen gehabt, als dieſer Mann. In den Debatten behauptete einer der Repräſentanten, daß ein ſolcher Canal wegen Waſſermangels unausführbar ſey, und ein anderer Herr, der noch witziger ſeyn wollte, meynte, daß, wenn auch keine einzige Quelle im Staate vorhanden ſey, die Thränen der Zeitgenoſſen ein Jahrhundert lang hinreichen würden, den Waſſerſpiegel zu füllen.

Ohne ſonderliche Beſchwerde, auf einem Sattel ohne Gurt den Weg hin und her zurückgelegt zu haben, kam ich nach Oak-Orchard zurück.

Gemeiniglich nennt man den Weg von Lewiſton nach Rocheſter entweder den Richtweg oder den Marſchweg; er erſtreckt ſich am ſüdlichen Ufer des Sees Ontario vom Fluſſe Niagara bis nach dem Fluſſe Geneſee in einer Länge von 90 Meilen. An einigen Stellen hat man den Wegdamm anſehnlich höher angelegt, als den benachbarten Boden; aber an andern Stellen vernachläſſigte man dieſes

ganz, und dennoch legt die Poſtkutſche 96 Meilen dieſes Weges in 13 Stunden zurück.

Die Amerikaniſchen Poſtkutſchen ſind ganz anders gebaut als die in Großbrittannien. Unter dem Verdecke können neun Paſſagiere Platz nehmen, und zwey derſelben ſitzen außen neben dem Poſtillion. Acht hölzerne Säulen tragen die Decke der Kutſche, und die Kutſche iſt übrigens hinten, vorn und zur Seite offen. Wenn der Staub beſchwerlich fällt, ſo läßt man die Gardinen herunter. Ein ſolcher Wagen wiegt 24 Zentner; aber er hängt meiſtens 2 Fuß höher, als eine Brittiſche Poſtkutſche. Für 100 Meilen zahlt man gewöhnlich $4\frac{1}{2}$ Dollars Poſtgeld.

Meinen Weg nach Rocheſter mußte ich in einem eigenen Wagen nehmen. Die Cultur des Bodens iſt noch ſehr in ihrer Kindheit, weil man erſt ſeit zehn Jahren angefangen hatte, ſich hier anzubauen. Die Häuſer und die Befriedigungen an der Landſtroße gleichen denen in Ober-Canada, aber die Erde iſt leichter und ſandiger, und doch gilt hier der Acker Wildniß 8 Dollars. Für den achten Theil des Preiſes kann man in Ober-Canada weit beſſeres Land kaufen; aber es herrſcht hier ein lebendigerer Verkehr, und die Bevölkerung iſt ſtärker.

In Ober-Canada herrſchte Geſundheit, aber in den meiſten Häuſern zwiſchen Rocheſter und Lewiſton fand ich Kranke. Die Kranken nahmen hier ihre Medicin, erhohlten ſich oder ſtarben, und man machte von dieſem endemiſchen Übelſtande, der vielleicht vom niedrigen unabgewäſſerten Boden herrührt, weniger Aufhebens, als bey gleichem Unglücke in Ober-Canada der Fall geweſen ſeyn würde.

In Oak-Orchard wohnte ich den Militär-Übungen eines Miliz-Regiments bey, und nahm wahr, daß die Soldaten ihren Officieren bey der Einübung nicht pünctliche Folge leiſteten.

Die Stadt Rocheſter liegt am Erie-Canal, wo die Gegend vor zehn Jahren eine Wildniß war, und jetzt die ſchöne Stadt ſchon 5000 Einwohner zählt. Obgleich ſie fünf große ſchöne Wirthshäuſer hat, deren jedes 50 bis 70 Reiſende aufnehmen kann, ſo konnte ich doch für mich nicht einmahl ein Bett erhalten, und mußte auf dem Sofa ſchlafen. Am nächſten Morgen frühſtückte ich in Geſellſchaft von 100 Perſonen modiſchen Anſehens und anſcheinend guter Erziehung im Gaſthofe Manſion-Houſe. Es wurden vielerley Arten Fleiſch, Paſteten, Kuchen und Torten aufgetragen. Sobald man ſich ſatt fühlte, ſtand man auf, und ging ſeiner Wege. Die Straßen ſind rechtwinklich, und die Häuſer von Backſteinen gebaut, roth angemahlt mit weißen Scheidelinien, wo die Steine ſich an einander

fügen. Zugleich geben die Venetianiſchen Jalouſien, die Säulengänge, die Veranda's vor den Häuſern und die Altanen der jungen Stadt ein ſchönes Anſehen. Man muß daher die Einwohner für geſchmackvoll, unternehmend und gewerbfleißig halten.

Von Rocheſter ſchiffte ich mittelſt des Paketbootes auf dem Canal, 166 Meilen nach Utica. Man zahlt an Poſtgeld 6 Dollars, und außerdem für Eſſen und Trinken. Beydes iſt aber trefflich und wohlfeil.

Überall ſieht man in den Freyſtaaten die Häuſer von Ziegelſteinen gebaut und angemahlt, auf den Straßen Weiden und Pappeln, und Leben im Handel und im Verkehre. Im Dorfe Canandargua iſt die Hauptſtraße faſt zwey Meilen lang. Mitten im Dorfe iſt ein großer Markt, und in ſolchem prangen das Gerichtshaus und andere öffentliche Gebäude. Ich habe niemahls ein ſchöneres Dorf geſehen.

Im Südweſten dieſes Dorfes entdeckte man kürzlich in der Nähe eine brennende Quelle. Das Waſſer quillt aus der Seitenwand einer tiefen Schlucht mit glänzend rother Flamme, welche Holz und andern Brennſtoff anzündet. Das Waſſer ſelbſt hat aber die nähmliche Temperatur, als wie gemeines Trinkwaſſer, und ſchmeckt und riecht wie dieſes.

Im nächſten Dorfe Auburn, am Ausfluſſe des Sees Owaſeo, fand ich 300 Häuſer, 1200 Einwohner, viele Mühlen, Tuch- und Baumwoll-Fabriken, ein Criminal-Gefängniß und ein theologiſches Seminarium. Da aber der neue Canal ſieben Meilen nördlich von dieſem lieblichen Dorfe fließt, ſo dürfte dieſe Entfernung der ferneren Vergrößerung desſelben entgegen wirken.

Unſere Reiſegefährten auf dem Paketboote waren die angeſehenen Kaufleute Waring und Horton aus Neu-York, und ein Advokat, Nahmens Childe. Nachdem wir uns über die gewöhnlichen erſten Unterhaltungen ausgeſprochen hatten, redeten wir mit einander über Politik, über die Civil- und Militär-Angelegenheiten der großen Nationen auf der Erde, und von den Dingen gingen wir zu den Menſchen, welche die großen Begebenheiten leiteten oder ſich durch ſolche leiten ließen. Ein leichter fernerer Übergang führte uns dann von dem letzten kurzen Kriege der Amerikaner mit England auf den nachher ſo berühmt gewordenen General Jackſon, wobey man an mich die Frage richtete, was man in Ober-Canada von dieſem Manne denke? Ich erwiederte: Gewiß urtheilt man in Ober-Canada nicht günſtig von dieſem Manne; und um meine Bemerkung zu begründen, verſprach ich, eine Anekdote zu erzählen. Dieſes Wort ergriff die Nerven der zuhörenden Amerikaner, und Alle erwarteten nun ſtill, was

ich vortragen würde. Vor kurzem, ſagte ich, kam ein Bürger der Freyſtaaten mit Wachsfiguren nach Ober-Canada, welche er in der Stadt York zeigte. Unter den Bildern Amerikaniſcher Helden fand ſich auch das Bild des Generals. Als dieſes die Einwohner wahrnahmen, ſo veranſtalteten ſie eine Geldunterzeichnung, wodurch dieſes Wachsbild von dem Künſtler angekauft wurde. Mit lauter Freude trugen einige ſtarke Canadier das Bild des Helden öffentlich zur Schau, hernach fand eine feyerliche Abendmahlzeit Statt, wobey die Wachsfigur auf einer langen Stange aufgepflanzt und vor den Augen der Menge geſchmolzen wurde.

Einigen dieſer Herren vergnügte der luſtige Ausgang meiner Anekdote; aber der vorbemeldete Advokat Childe, ein wüthender Republikaner und irreligiöſer Deiſt, wurde ſchrecklich erboßt wegen der Schmelz-Operation an ſich, und weil ſie zugleich Einigen in der Geſellſchaft ſo vieles Vergnügen gemacht hatte. Er begriff nicht, (wie er ſagte,) wie man die Wohlthaten des großen Helden, der ſo mächtig zur Erhaltung der Unabhängigkeit gewirkt habe, dem Gelächter ausſetzen könne. Der Advokat wurde dabey ſo heftig, daß ſeine Reiſegefährten den Text aufzugeben geneigt waren, und ihm riethen, lieber ſeinen Helden nach Gefallen mit Lorbern zu begränzen, als ſich im Streite, wie geſchehen war, über die Gebühr zu erhitzen. Wir fanden ſpäter, daß Childe ein braver und launiger Mann war, gaben ihm aber den Beynahmen General Jackſon. Eigentlich galt der Streit, da auch die Neu-Yorker einen hohen Begriff von des Generals Feldherrn-Talenten hatten, ſeine Candidatur zur Präſidentenſtelle der vereinigten Staaten. Keiner der andern Reiſegefährten vermochte ſeine Talente zur Präſidentur zu beweiſen, aber Childe ſchien ſein ganzes Leben hindurch ſich mit der fixen Idee vertraut gemacht zu haben, daß ſein Held zu jeder öffentlichen Rolle Fähigkeiten beſitze.

Utica heißt ungeachtet ſeiner 4000 Einwohner bisher noch ein Dorf, und liegt am ſüdlichen Ufer des Mohawk-Fluſſes nahe bey der Stelle, wo einſt das Fort Schuyler ſtand. Der hieſige ſtarke Handelsverkehr ſoll den Ort wohlhabend gemacht haben. Es ſind hier zwey Banken und ein Gerichtshaus. Der durchſtrömende Canal und andere Vortheile einer günſtigen Lage machen Utica zu einem gelegenen Handelsplatze.

Von Utica fuhr ich in der Poſtkutſche mit den Herren Waring und Horton 80 Meilen nach Ballſton und den Saratoga-Quellen, meiſtens am Ufer des Mohawk-Fluſſes. Wir überſahen das ſchöne angeſchwemmte Marſchthal, Herkimer und German Flats genannt; einſt ein Kriegsſchauplatz, und nun in ſchöner Cultur glänzend.

Über den Mohawk-Fluß führte eine gewölbte hölzerne, 997 Fuß lange Brücke, nicht weit von Schenectady, einer der älteſten Städte in Amerika; im Jahre 1680 verbrannten ſolche die Indianer, und im Jahre 1819 litt ſie abermahls Brandſchaden. Die Unions-Schule iſt das wichtigſte der dortigen Gebäude, aber noch nicht ausgebaut. Für 130 Dollars jährlich empfangen hierin 200 Studierende Unterricht und Unterhalt.

Schuytersville iſt nur eine kleine Stadt von etwa 40 Häuſern, aber merkwürdig, weil daſelbſt der Engliſche General Burgoyne mit ſeinem Heere ſich im October 1777 den Amerikanern zum Kriegsgefangenen ergab, oder eigentlich in der kleinen Verſchanzung bey der Stadt. Die Amerikaner zeigten dieſen hiſtoriſchen Platz mit einem Triumphe, deſſen Freude ich als Britte freylich nicht zu theilen vermochte.

Nahe dabey (6 Meilen unter Schuytersville) ſtarb, nach der Erzählung der Braunſchweigerinn, Generalinn Riedeſel, in deren Quartier jetzt der Gaſthof eines Amerikaners Smyth exiſtirt, der Brittiſche General Fraſer an empfangenen Wunden.

Die nächſte Stadt, welche wir beſuchten, war Saratoga mit ſeinen Geſundheits-Quellen und der im Sommer beſonders dort zahlreichen Modewelt. Die Brunnenzeit war zwar vor meiner hieſigen Ankunft ungefähr ſchon abgelaufen, doch fand man noch manchen Brunnengaſt in den Wirthshäuſern. Im größten hieſigen Gaſthofe Congreß-Hall, mit einer Façade von 196½ Fuß und zwey und einem halben Stockwerke, und zwey Hinterflügeln, jeder von 60 Fuß Länge, nahm ich Quartier. Vor dem Hauſe iſt ein ſchöner bequemer Säulengang, aus dem man in einen hübſchen Garten und in ein kleines dazu gehöriges Fichtengehölz tritt. Es ſoll dieſes Haus 200 Gäſte aufnehmen können, welche im nähmlichen Zimmer mit einander frühſtücken und zu Mittag und Abend ſpeiſen. Die Zahl der Aufwärter beläuft ſich auf zwanzig, und da im freyen Nord-Amerika keiner der Gäſte ein Gericht in Stücken herumgibt, ſo haben dieſe Aufwärter viel zu thun. Es iſt überall in Freyſtaaten, ſo weit ich ſolche geſehen habe, Gebrauch, daß, nachdem die Geſellſchaft an der Wirthstafel Platz genommen hat, man zuvörderſt die ganze Tafel überblickt, um ſich ſeine Lieblingsſpeiſen auszuſuchen. Nun verlangt man vom Aufwärter irgend eine Schüſſel, der ſolche herbeyträgt und ſie vor der verlangenden Perſon niederſetzt, und wartet, bis ſich dieſelbe ein beliebiges Stück abgeſchnitten hat, ſodann aber nach dem vorigen Platze zurückbringt. Dieſe Amerikaniſche Speiſeſitte hat viel Unbequemes; denn man hört, während geſpeiſet wird, nichts als Ordonnanzen an die Aufwärter; dieſe und die Schüſſeln ſind in

ſteter Bewegung und drängen ſich einander. Auch in den glänzendſten Wirthshäuſern wird es eben ſo gehalten, und wenn man genug gegeſſen hat, verläßt man ſofort die Tafel, und raucht eine Cigarre, indem man im Säulengange ſpaziert. Allgemein iſt es in Amerika Gebrauch, ſo ſchnell ſeine Mahlzeit zu vollenden, daß man glauben möchte, die Gäſte ſpeiſeten raſch in Folge einer Wette. Schnell wird die Tafel wieder abgedeckt. — Auch Damen beſuchen die Heilquellen von Saratoga fleißig. Die Modewelt zieht unter den hieſigen Brunnen den Congreß-Brunnen vor. Die Damen trinken aber ſehr kleine Becher Waſſers. Die Meiſten waren ſehr abgemagert, hatten eine gelbe Geſichtsfarbe und ein krankes Anſehen. Als ich aber ſpäter die ſchöne Welt in Neu-York ſah, fand ich, daß überhaupt die Amerikanerinnen eine gelbe Geſichtsfarbe beſitzen und mager ſind, ohne darum kränklich zu ſeyn *).

Nahe bey der Congreß-Quelle und an der Oſtſeite des Thales, welches an den Ort Saratoga ſtoßt, liegt noch eine andere, der hohe Felſen genannte Quelle. Der Felſen, der den Brunnen umgibt, hat eine Kegelgeſtalt. Unten iſt der Diameter des Brunnens 9 Fuß und die Höhe 5 Fuß. Es hat Einigen geſchienen, daß die Einfaſſung der Brunnenröhre ſich aus abgeſetzten Theilen des Waſſers gebildet habe, da vormahls das Waſſer über die Höhe der Einfaſſung durch eine kleine Öffnung von der Spitze des Felſens bis zum Fuße deſſelben hinab lief. Jetzt ſteigt das Waſſer nur zwey Fuß, ſeitdem, wie man ſagt, ein fallender Baumſtamm einen Riß in der Seite des Felſens veranlaßt hat, daß das Waſſer aus dieſer Spalte ſickert, und daraus entſteht, daß es nicht weiter in die Höhe ſteigen kann.

Richtiger entſtand aber wohl dieſes Ausfließen der Quelle zur Seite, weil der Felſen ſich abgebröckelt hatte. Die Bildung des Geſteines fing natürlich zuerſt dicht auf der Grundfläche der Erde an, und durch die beſtändige Bewegung des Waſſers ſchuf ſich letzteres einen Ausweg zwiſchen der untern beſchädigten Röhre, und der Erde, worauf die Röhre ſtand. Betrachtet man die Baſe des Felſens von Außen an der Oſtſeite, ſo wird dieſe Vermuthung wahrſcheinlich, wo die Einfaſſung einige Zoll Dicke verloren hat.

Zwiſchen den beyden ſpeciell beſchriebenen Quellen liegen die

*) Unſere Landsleute beurtheilen die Amerikanerinnen viel günſtiger als Herr Talbot, deſſen Vorurtheile wider die Freyſtaaten und deren Bewohner in ſeinen Urtheilen über alles Republikaniſche durchſchimmern. Anm. des Überſ.

meiſten andern Mineral-Quellen. Um die beyden beliebteſten, unter dieſen die Hamilton- und Monroe-Quelle, ſind große und bequeme Bäder gebauet worden, die man theils zum Vergnügen, theils zur Heilung benutzt. Unter dieſen ſämmtlichen Quellen ſteht obenan nach dem dortigen Doctor Steel der ſalzige Sauerbrunnen-Congreß. Die Gallone, oder 231 Zoll dieſes Waſſers, enthält 676 Gran völlig aufgelöſete feſte Subſtanzen, und darunter über $\frac{2}{3}$ gemeines Küchenſalz; über $\frac{1}{4}$ iſt kalkiger Kohlenſtoff, und der Reſt iſt Soda-Carbonat, Magneſia und Eiſen. Das Merkwürdigſte iſt jedoch, daß ſolches im Augenblicke der Füllung der Krüge faſt die Hälfte mehr als ſeinen Cubus an Kohlenſäure enthält. Dieſe Eigenthümlichkeit findet ſich nirgends außer Amerika.

Die Columbia-Quelle iſt ein ſäuerlicher Stahlbrunnen. Die Gallone enthält 359 Gran feſte Theile, darunter faſt $\frac{2}{3}$ Soda-ſalz, $7\frac{1}{2}$ Gran Eiſenkohle, und wenig Kohle mit Soda und Magneſia, und etwas mehr als ſeinen Cubus zu Kohlenſäure.

Der Flut-Rock-Brunnen iſt auch ein ſäuerlicher Stahlbrunnen, welcher, gleich dem vorſtehenden, eiſenreich iſt, aber wenig ſalzreich, dagegen aber mehr Kohlenſäure beſitzt.

Zu Ballſton-Spa ſind alle mineraliſchen Quellen ſäuerliche Stahlquellen und reich an Gas. Die Gallone der ſogenannten alten Quelle enthält 253 Theile feſter Körper, und darunter mehr als die Hälfte Soda-Muriat, etwas über ein Drittheile Kalk-Carbonat, und übrigens etwas Magneſia-Carbonat, Soda und $7\frac{1}{2}$ Gran Eiſen.

Die Waſhington-Quelle enthält 235 Gran feſter Theile in der Gallone, wovon mehr als die Häfte Soda-Muriat, beynahe $\frac{1}{2}$ Kalk-Carbonat, etwas Magneſia, Soda und $7\frac{1}{2}$ Gran Eiſen enthält. — Eine dieſer Quelle ſehr nahe liegende, genannt die Nieder-Quelle, hat mit der zu Tage liegenden erſten Quelle ſichtbare Verbindung, enthält dennoch 13 bis 14 Gran feſte Theile an Soda-Muriat mehr. Das Waſſer beyder Quellen iſt überaus reich an Kohlenſäure, was in großer Menge aus der Oberfläche abdampft.

Lows-Spring hat in allen Artikeln der feſten Theile weniger Inhalt.

Alle dieſe Quellen haben beſtändig nach dem Fahrenheitſchen Thermometer 48 bis 52 Grad Wärme. Die Veränderung in der Witterung macht hierin geringe Abweichungen, und die Waſſermaſſe iſt in allen Jahreszeiten ungefähr gleich.

Das klare Waſſer aller dieſer Quellen brauſet, wenn es friſch geſchöpfet worden iſt, wie Champagner. Das Waſſer der ſalzhaltigen Geſundheits-Quellen läßt ſich ſehr gut verſenden, beſonders aber das Waſſer der Congreß-Quelle; freylich hat es im Auslande nicht

ſo viel Gas, als wenn es an der Quelle getrunken wird, und ſchmeckt daher matt. Das Stahlwaſſer wird ebenfalls in Bouteillen verſchickt. Wenn es aber etwas von ſeinem Gas verloren hat, ſo folgt darauf der Niederſchlag des Eiſens, welches ſich an die Wände der Bouteille ſetzt; und um ſo trüber wird, je mehr es ſein Eiſen verloren hat. Sichtbar ſind dieſe Quellen purgirend, urintreibend und magenſtärkend. In der Lungenſucht und andern Schwindſuchten ſind dieſe Heilquellen höchſt ſchädlich; denn ſie vermehren die Eiterung.

Die Urſachen der Eigenthümlichkeit dieſer Mineral-Quellen ſind bisher noch nicht beſtimmt worden. Zwar kann man ſich den Salzreichthum ſolcher Quellen hier und in Europa ſehr leicht erklären, da die gleiche Beſchaffenheit des Unterbodens einen nahen Salzſtock vermuthen läßt. Deſto unerklärbarer iſt der außerordentliche Reichthum an Kohlenſäure, welcher zugleich ſo viele fremde feſte Körper auflöſete. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ein unterirdiſches Feuer die viele Kohlenſäure bildete, weil theils die Temperatur des Waſſers ſo niedrig und ſo regelmäßig iſt, und weil mit Ausnahme des Soda-Muriats alle mineraliſche Säure dieſem Geſundheits-Brunnen fehlt.

Unſtreitig hat die Gegend von Lewiſton nach Saratoga, mit den Ebenen Ober-Canada's verglichen, weit mahleriſchere Landſchaften; denn man findet überall Berge und Thäler, und hier und da noch viele Urwaldung. Nehme ich aber die ſchöne Marſch am Fluſſe Mohawk aus, ſo trifft man in dieſem Theile des Staates von Neu-York nicht einen Acker des Landes, was wir in Ober-Canada trefflich nennen, und dagegen deſto mehr leichten Sand. Daher kann ich es mir wohl erklären, warum ſo viele Neu-Yorker Landleute nach Ober-Canada auswandern, indem im Freyſtaate Neu-York der uneinträgliche Boden in der Wildniß 8 Dollars und in Ober-Canada der weit beſſere 1 bis 2 Dollars gilt.

Ich begreife aber nicht, wie ein in einer gut verwalteten Monarchie früher zu leben gewohnter Ausländer, wenn er auswandern will oder muß, und einige Bildung beſitzt, ſeinen Aufenthalt in einem Lande mit demokratiſchen Geſetzen wählen mag, da die Wohlfeilheit und Fruchtbarkeit des Bodens und die Vorrechte der Meiſtbeerbten in Ober-Canada mit den Anſprüchen eines früheren Ranges, die dort geehrt bleiben, dem Aufenthalte in Ober-Canada ſo viele Vorzüge geben. Ich würde wenigſtens mein Brot lieber mit Kummer in Canada, als in üppigem Wohlſtand in den vereinigten Staaten genießen, wo es ſo unerträglich iſt, täglich in Geſellſchaft mit andern gebildeten Menſchen Spott und Geringſchätzung auf die er-

habenen Vorzüge der Brittiſchen Conſtitution und der Staatsmänner, welche ſolche geſetzlich vollziehen, anhören zu müſſen.

Nachdem ich mich einige Tage in Saratoga aufgehalten, reiſete ich mit Herrn Waring in der Poſtkutſche durch die Dörfer Ballſton, Waterford, Lanſingburg und die Stadt Troy. Letztere hat 6000 Einwohner, und iſt an der Oſtſeite des Fluſſes Hudſon an die Lehne anſehnlicher waldiger Hügel ſchön gebaut.

Vor 9 Uhr Morgens waren wir ſchon zu Albany, der ſechs Meilen von Troy gelegenen Hauptſtadt des Staates Neu-York. Zwar ſind manche Straßen enge und unbedeutend; doch haben manche andere ſchöne Häuſer, wenn auch im urſprünglich Niederländiſchen Geſchmacke von Fachwerk mit einem Säulengange des untern Stockes, einem Altan im zweyten und einem vorſpringenden Dache im dritten Stocke.

Die noch übrigen 160 Engliſchen Meilen machte ich an Bord eines ſchönen Dampfbootes von Albany nach Neu-York für 6 Dollars Fracht, worin noch die Verpflegung unter Weges begriffen war.

Die Amerikaner nennen ihren Hudſon-Fluß, auf dem ich ſchiffte, höchſt reitzend; doch gefiel er mir weniger als der Canadiſche Niederſtrom des Lorenz-Fluſſes, wenn auch jenen die Amerikaner ihren Tiber nennen.

Das Dorf Weſt-Point war ein wichtiger Militär-Poſten der Amerikaner im Revolutions-Kriege, weil es am weſtlichen Ufer des Hudſon vor dem Paſſe liegt, der in's Hochland führt. Das Dorf iſt nicht groß, hat aber eine Militär-Akademie mit großen Gebäuden längs dem Fluſſe. Hier wurde der tapfere Brittiſche Major Andre am 2. October 1778 beerdiget, nachdem er durch ein Amerikaniſches Kriegsgericht als Spion zum Tode verurtheilt, und zu Tappan oder Orangeton erſchoſſen worden war. Seine Gebeine wurden ſpäter nach England transportirt. Als man ſein Grab öffnete, hatten die Wurzeln einer Cypreſſe ſich um die Scheitel des jungen Helden geſchlungen, und der Baum ſelbſt ſchmückt jetzt den Privat-Garten des Königs Georg IV. — Intereſſe hatten für mich die bis 1565 Fuß hohen Berge des Hochlandes, welche ſich in der Breite von 16 Engliſchen Meilen und in der Länge von 20 Meilen an beyden Seiten des Hudſon-Fluſſes erſtrecken. An der ſüdlichen Seite vertheidiget den Eingang von Neu-York aus die alte Feſtung Verblanks-Point, und gegenüber die kleine Feſtung Stoney-Point. Zehn Meilen am Hudſon weiter herauf liegt das Fort Montgomery.

Die Stadt Neu-York hat ein ſehr ſchönes Anſehen; die Häuſer ſind meiſtens von Backſteinen gebauet, und roth mit weißen Strichen über den Anwurf angeſtrichen. Das hieſige Hauptwirthshaus hat

5 Stockwerke und 73 Zimmer mit einem großen prachtvoll möblirten Speiſezimmer; die Schlafzimmer ſind nicht ſo bequem als in Brittiſchen Wirthshäuſern, und die Betten ohne Vorhänge haben Bettlacken von Baumwolle.

Alle Gäſte im Wirthshauſe frühſtücken um 8 Uhr, eſſen um 1½ Uhr zu Mittag, trinken um 7 Uhr, und ſpeiſen Abends um 11 Uhr. Die Tafel iſt reichlich mit Fleiſch beſetzt, hat aber wenige und ſchlecht zugerichtete Speiſen aus dem Pflanzenreiche. Porter wird gar nicht bey Tiſche getrunken, ſondern Rhum mit Waſſer, und auch dieſes nur gewöhnlich auf dem Zimmer. Der Amerikaner hält übrigens die Beobachtung deſſen, was man in Europa Anſtand an einer Wirthstafel nennt, für unverträglich mit ſeiner Freyheit und Unabhängigkeit, und ehe der Amerikaner den letzten Biſſen verſchluckt hat, eilt er entweder in den Säulengang des Hauſes oder in das Verſammlungszimmer, und raucht dort ſeine Cigarre.

Groß und ſchön gebaut iſt das hieſige Stadthaus von weißem Marmor. Hier verſammelt ſich der Gemeinderath und hält auch der Juſtizhof ſeine Sitzungen, ſeine Archive u. ſ. w. Mißbilligend erblickte ich bey einer öffentlichen Sitzung, daß die Richter, die Advokaten und die Geſchwornen alle in bürgerlicher Kleidung erſchienen, da doch das Amtskleid der Juſtizmänner nach Brittiſcher Erfahrung dem Perſonale eine äußere Würde gibt.

Die wahrſcheinlich ſehr frommen Einwohner Neu-York's haben 82 Kirchen, Tempel und Gotteshäuſer. Übrigens iſt die Stadt ſehr reinlich, obgleich die Schweine auf den Straßen eben ſo frey umhergehen, als die Bürger der Stadt. Auf den Straßen liegen jetzt nicht mehr, wie vormahls, Waarenballen, welche einſt das Fahren unbequem machten, und die Waarenläden haben ein ſchönes Äußere.

Jedermann, der zu den vornehmern Claſſen gerechnet ſeyn will, kleidet ſich hier reinlich und hübſch. Die Statur der Männer iſt lang und ſchmächtig, doch bilden ſolche in der Regel keine ſchöne Figur. Deſto ſchöner fand ich den Wuchs der Damen; aber das blaſſe Geſicht der Männer iſt ſchöner, als dasjenige der Frauenzimmer, welches gemeiniglich graubleich, kränklich und mager zu ſeyn ſcheint. Selten ſieht man in Neu-York die Damen von Männern geführt, um welche ſich überhaupt die ſehr geſchäftigen Haus- und Handelsherrn wenig zu bekümmern pflegen. Reſpect bezeigt hier ſelbſt der unterſte Stand dem Reichern nicht, und auf eine ergangene Frage erhält man ſelten eine höfliche Antwort; nur laſſen auch in Neu-York die Ladenhalter und deren Herren von der Handlung gegen ihre Kunden es an Höflichkeit nicht fehlen; wenn ich wiederhohlt darauf beſtand, erhielt ich die Erlaubniß, die gekauften Sachen ſelbſt mit zu

nehmen. Auch fand ich in dieſer Seeſtadt die Amerikaner nicht ſo neugierig als im Innern *).

Eine tiefe Verachtung hegen alle Amerikaner gegen Schriftſteller, welche, wie Fearon, ſich freymüthig über ihre nationalen Schwächen ausgedrückt haben. Sollte Herr Fearon wieder nach Amerika's Küſten zurückkehren, ſo wird er, ungeachtet ſeiner Wahrhaftigkeit, gewiß übel empfangen werden; denn ein ſo eitles Volk läßt nicht mit ſich ſcherzen. Beſſer gefällt ihnen das volle Rauchfaß der Miß Wright, wenn gleich Manche geſtehen, daß dieſe Brittinn ihre nationale Rechtſchaffenheit ein wenig zu hoch geſtellt habe. Unter den Gelehrten in Amerika glänzen bisher wenige Nahmen als berühmt. Doch haben die Amerikaner einige würdige Schriftſteller in der Literatur der Zeitſchriften, als: Dwight, Irving und Browne; nirgends gibt es mehr Zeitungen und Zeitungsleſerey als in dieſem Lande. Aber man kann ſolche freylich mit der Zierlichkeit der Brittiſchen Zeitſchriften nicht vergleichen, obgleich man den Amerikaniſchen die Sprachrichtigkeit und die Unterhaltungsgabe nicht abſprechen kann. Übrigens findet man in allen Privat- und öffentlichen Bibliotheken meiſtens Werke von Brittiſchen Schriftſtellern. Unter allen transatlantiſchen Zeitſchriften ſteht der Nord-Amerikaniſche Review oben an, und ſeine Kritik iſt meiſtens unparteyiſcher, als in den Brittiſchen Review's, und weniger giftig gegen unempfohlene Schriftſteller, und diejenigen, welche eine andere Politik als die Recenſenten hegen. Es iſt an den Amerikaniſchen Schriftſtellern zu rühmen, daß ſie mehr als die Britten die Kenntniß des Auslandes und deſſen Literatur zu würdigen verſtehen. Irving's Sketch-Book und Bracebridge-Hall haben im Vaterlande des Verfaſſers nicht ſo viel Aufſehen erregt, als manche fremde Schriften, wenn auch deren Styl nicht ſo rein, und ihre Darſtellung weniger freymüthig ſeyn ſollte, als diejenige Irving's.

Die Neu-Yorker ſuchen ihr Hauptvergnügen im Theater und in Vauxhall. Das Theater iſt hübſch, und die Mahlerey mit dem Coſtüm der Schauſpieler erträglich. Einige Schauſpieler ſind von Brittiſcher Abkunft und beſondere Lieblinge des Publikums. Man kann aber das hieſige Vauxhall ſo wenig als die nahen Gärten und Park's auf keine Art denen in England gleich ſtellen.

Ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meilen von der Stadt liegt zu Greenwich am Ufer

*) Es beſtätigt ſich wieder in dieſen Bemerkungen der kleine Geiſt des Verfaſſers, der nur dort eine richtige Stellung des Social-Standes findet, wo der weniger Begüterte und daher abhängigere Mitbürger dem mehr Begüterten einige äußere Ehrfurcht bezeigt.

Anm. d. Überſ.

des Hudſon das große Staatsgefängniß, im Doriſchen Style erbauet. In dieſem Zuchthauſe lebt kein Verbrecher, welcher nicht wenigſtens zu dreyjährigem Gefängniſſe verurtheilt worden iſt. Im Jahre 1814 kamen 213 Verbrecher hierher, von welchen 173 Amerikaner, 15 Irländer, 13 Engländer, drey Neu-Schottländer, 3 Weſtindier, ein Franzoſe, ein Deutſcher, ein Portugieſe, ein Schwede, ein Niederländer und ein Schottländer ſich befanden. Zwar ſind die meiſten Ausländer in Neu-York von Schottiſcher Abkunft; aber wegen der trefflichen moraliſchen und religiöſen Erziehung der Schotten trifft man bey dieſer Nation weniger als in andern verdorbene Menſchen an.

Bis zum Jahre 1817 wurde bloß Staatsverrätherey, Mord, und Feueranlegung in einem bewohnten Hauſe, mit dem Tode beſtraft. Jetzt erhalten auch diejenigen verurtheilten Verbrecher die Todesſtrafe, welche in Gefängniſſen des Staates oder deren Zubehör Feuer anlegen, oder dazu auf das Entfernteſte mitwirken, welche ſich am Gefangenwärter thätlich vergreifen u. ſ. w.

Lebenslänglich werden hier eingeſperrt: Straßen- und andere Räuber, Diebe mit Einbruch in Häuſer, Sodomiten; diejenigen, welche andere Menſchen an ihren Gliedern verſtümmelt haben; Verfälſcher öffentlicher Urkunden oder Münzen; ſolche Brenner, welche an unbewohnte Häuſer, Scheunen, Mühlen u. ſ. w. Feuer angelegt haben; Verfälſcher aller und jeder Privat-Documente oder öffentlichen Acten, und alle Diebe, welche nicht bloß wegen kleiner Diebſtähle verurtheilt worden ſind.

Es kann aber den Umſtänden nach der Gerichtshof begangene Verfälſchungen auch mit einer milderen Strafe belegen.

Auf Lebenszeit, aber immer zu ſiebenjährigem Gefängniſſe, werden diejenigen verurtheilt, welche eine nachgemachte Banknote verkauften oder zum Wechſeln hergaben. Das Stechen falſcher Banknoten-Platten in Kupfer, und ſelbſt der Beſitz ſolcher Platten, welche gemißbraucht werden ſollen, oder unausgefüllter Banknoten oder Päſſe wird eben ſo beſtraft.

Höchſtens vierzehnjährige Gefängnißſtrafe ſteht auf den Diebſtahl eines Documents, auf das Anzünden unbewohnter Gebäude jeder Art, auf Verfälſchung fremder Handſchriften, welche weder Hypothek-Verſchreibungen, noch Wechſel, Indoſſirungen, Aſſignationen und Quittungen ſind; jeder Diebſtahl mittlerer Claſſe, gewaltſame Heirath eines Frauenzimmers gegen ihren Willen, Vergiftungen, worauf nicht in Jahr und Tag der Tod erfolgt, Nothzucht, ſchriftliche falſche Anerkennungen einer Perſon, die man nicht wirklich vorſtellt.

Mit höchſtens zehnjährigem Gefängniſſe werden beſtraft alle Hülfsleiſtungen zur Entweichung aus dem Staats- oder jedem andern Gefängniſſe, jeder Betrüger, Meineidige oder Verführer zum Meineide. Jeder falſche Schwur in Concurſen, meineidige Angaben der Lotterie-Beamten und der Landmeſſer vor einem Beamten.

Zu höchſtens ſiebenjähriger Strafarbeit im Gefängniſſe werden diejenigen verurtheilt, welche Stämpel zu falſchen Gold- und Silbermünzen beſitzen, der Verſuch des Straßenraubes, des Mordes und der Nothzucht, und endlich diejenigen, welche unter falſcher Vollmacht Prozeſſe anfangen.

Höchſtens fünfjährige Strafe dulden diejenigen, welche zum zweyten Mahl überwieſen wurden, geſtohlene Güter verkauft oder verheimlicht zu haben, und Alle diejenigen, welche durch falſche Angaben Geld erpreßt haben.

Durch eine Acte des geſetzgebenden Körpers vom 15. Aprill 1817 nennt man alle Diebſtähle klein, welche nicht mehr als 25 Dollars betragen.

Doppelt ſo lang als ſonſt muß derjenige im Gefängniſſe ſitzen, der aus dem Staatsgefängniſſe brach.

39.

Gegenwärtiger Zuſtand der Canadiſchen Indianer.

Es werden in Canada ſowohl die ſogenannten anſäſſigen Indianer, als auch diejenigen, welche ein herumſtreifendes Leben führen, ſehr bald als eine für ſich beſtehende Staats-Geſellſchaft verſchwinden; ſie, die vor 300 Jahren über jeden Theil von Nord-Amerika verbreitet waren.

In Nieder-Canada ſind ſchon die ſogenannten wandernden Indianer ſehr ſelten geworden, und ſelbſt anſäſſige Indianer trifft man nur in den kleinen Dörfern Loretto, Becancour, St. François, am See zwiſchen zwey Bergen, und zu Cochenonaga. In Ober-Canada bilden die Indianerſtämme zu St. Regis, an der Bay von Quinte, am Reißſee, und in zerſtreuten Niederlaſſungen nahe bey York, mit den ſechs Nationen und den Delawares und Moravians am Fluſſe Themſe, wahrſcheinlich noch ungefähr 5000 bis 6000 Seelen. In Unter-Canada trifft man freylich manche bekehrte Indianiſche Katholiken; wenn ich mich aber mit dieſen über die chriſtliche Religion unterhalten habe, ſo fand ich immer, daß unſere Religion in ihrem Gemüthe keine tiefen Wurzeln gefaßt hatte.

Zwar haben in Ober-Canada die Geiſtlichen der biſchöflichen Kirche das Chriſtenthum unter den ſechs Nationen der Indianer einführen wollen; aber das Beyſpiel der Sittenverdorbenheit vieler der ſogenannten chriſtlichen Anſiedler in den Hinterwäldern ſchreckte die Indianer ab, ihre Religion mit der chriſtlichen zu vertauſchen. Auch ſpricht der Indianer lieber von weltlichen Genüſſen, als von Glaubensangelegenheiten. Wirft man dieſen Menſchen ihr ſchändliches Schwören und ihre Trunkliebe vor, ſo entſchuldigen ſie ſich, dieſes von den weißen Menſchen gelernt zu haben; und weil die Indianer ſich allgemein für moraliſchere Menſchen halten, als die Weißen, ſo müſſen die Miſſionarien nur mit Mühe Jene bekehren können. Am meiſten erboßte die Indianer von je her, daß ſowohl zur Zeit der Franzöſiſchen als der Engliſchen Oberhoheit die Regierungen bis zur neueſten Zeit ihnen mit Gewalt ihr Land abnahmen. Allein ſeit einer Reihe von Jahren iſt es Gebrauch der Regierung in Ober-Canada, den Indianern für Leibrenten ihr Land abzukaufen, und Folgendes ſind die jüngſten Käufe der Regierung.

Im Jahre 1818 im October kaufte die Regierung 1,592,000 Acker Land am See Huron für . . .	1200 L.	—	— Sh.
Ferner 648,000 Acker Miſſiſauga Ländereyen für	522 „	—	10 „
Im November: 1,861,200 Acker am Reißſee für	740 „	—	— „
Im Jahre 1819 im Aprill 552,190 Acker Longwood für	600 „	—	— „
Im Jahre 1820 im Februar: 27,000 Mohawk-Ländereyen im Midland-Diſtricte für	450 „	—	— „

Alſo 4,680,390 Acker für eine jährliche Rente von 3512 L. 10 Sh.

Man nahm dieſes Geld aus der Caſſe der Gebühren für eingewieſene Ländereyen. Da nun die noch übrigen Indianiſchen Stämme jetzt in engeren Wildniſſen jagen müſſen, ſo zwingt ſie immer mehr der Mangel an Unterhalt, ſich mit der Viehzucht und dem Landbau zu befaſſen. Da ihnen aber die civiliſirten Nachbarn ſo nahe wohnen, ſo werden ſie immer mehr unkeuſch und Trunkenbolde. Freylich hat die Geſetzgebung in Ober-Canada verbothen, daß bey ſchwerer Strafe den Indianern keine hitzigen Getränke verkauft werden ſollen; aber man gibt ihnen ſolche in großer Menge in der lebhaften Hoffnung, dafür in Waaren reichlich entſchädiget zu werden. In der That führen dieſe Indianer ein unſtätes, unglückliches Leben, und ſie leiden an Allem Mangel, ſobald ſie keine wilden Thiere weder

durch Gewehre noch durch Speere erlegen konnten. Da ſie träg und unbedachtſam ſind, ſo pflegen ſie nicht eher auf die Jagd zu gehen, bis die Noth ſie dazu zwingt, und bis dahin die Zeit in Faulheit in ihren Wigwams zuzubringen. Ihre Weiber müſſen alle harte Arbeit verrichten; wenn ein Indianer in der Entfernung von drey oder vier Meilen von ſeiner Hütte ein Reh erlegt hat, ſo trägt er es nicht zu Hauſe, ſondern hängt es an den Zweigen eines nahen Baumes auf, und bezeichnet ſeiner unglücklichen Gattinn die Stelle, wo ſich das erlegte Wild befindet. Sofort macht ſich dann die Indianerinn auf den Weg, bindet ſich das Reh am Rücken feſt, und bringt es dem Hausherrn, welcher die Haut abzieht, und ſich auf ſeinem Bärenfelle wälzt, indeſſen jene das Mahl zubereitet; denn der Mann bekümmert ſich um nichts, als was ihm perſönlich Vergnügen macht.

Je roher ein Volk zu ſeyn pflegt, deſto härter iſt das Schickſal der Weiber der Nation; ſogar haben einige wilde Völker behauptet, daß die Weiber keine Seelen hätten, und daraus die Natürlichkeit ihrer Unterdrückung herleiten wollen.

Civiliſirte Menſchen ſehen dieſe Wilden faſt wie Thiere leben. Sie müſſen ſtets arbeiten, um nur ſo viel zu gewinnen, als ſie zur Nothdurft bedürfen. Sparſam trifft jetzt der Indianer das zerſtreute Wild an; manches Mahl iſt die Jagd unglücklich, und er bringt nichts für ſeine hungrigen Hausgenoſſen mit, die ihm dann erzählen, daß ſie ſeine Rückkehr mit leerem Magen erwartet hätten, und nun jammern, daß die Mühe vergebens wär.

Dazu kommt, daß die Hütten dieſer Wilden ſo undicht ſind, und nicht gegen Kälte, Regen und Schnee ſchützen. Sehr oft habe ich das Elend dieſer Menſchen geſehen, die mit Mühe das Feuer unterhielten, ſich ohne Klage auf dem Schnee wälzten, auch daß der arme Wilde vergeblich um ein trocknes Obdach in ſeinem Hauſe harte Weiße bath.— Der geborne Amerikaner verachtet, als tief unter ihm ſtehend, jeden Indianer oder Neger, und glaubt, daß der Himmel ſolche zur Arbeit für den Weißen verdammt habe. Als unſterbliche Weſen betrachtet er keine ſchwarzen und rothen Menſchen, wenn auch für etwas erleuchteter als die Thiere.

Zwar wagte Miß Wright die Bemerkung, daß man niemahls einen in den Schulen der Freyſtaaten erzogenen Jüngling bemerkte, der ſich eine geachtete Bahn unter den civiliſirten Menſchen zu brechen vermochte; aber ſelten gelingt auch unter uns dem Niedriggebornen, ſich durch Thaten, Talente und Verſtand über ſeine Kameraden oder höher Stehende hinauf zu ſchwingen, und gerade die kräftigeren Geiſter der unter den civiliſirten Völkern gebildeten einzelnen Wilden laſſen ſich den großen Zwang unſerer Sitten nicht

gefallen, ſondern eilen zu ihren Landsleuten und deren rohen Sitten zurück. Aber allerdings gibt es unter den Wilden in Canada Männer von ausgezeichnetem Talente.

Ein ſolcher iſt der Häuptling Capitän Brandt, ein gewandter Krieger und Diplomat, der alle Verträge der ſechs Nationen mit der Brittiſchen Regierung unter Bedingungen abſchloß, welche ſeinen Landsleuten, bis ſie gänzlich ausgeſtorben ſeyn werden, bleibendes Einkommen verſichern. Für ſeine Landsleute überſetzte er die vier Evangeliſten in ihre Sprache, reiſete dann nach England, und gefiel ſich in London's vornehmen Geſellſchaften ſehr wohl; als er aber von ſeiner Reiſe zurück kam, hatte ſeine Religiöſität und ſeine Achtung vor dem chriſtlichen Gottesdienſte ſehr abgenommen.

Sein Sohn lebt noch auf ſeinem Landſitze an der Quelle des Sees Ontario, iſt gleichfalls ein ſehr verſtändiger Mann, der, die Haut abgerechnet, ganz das Äußere eines gebildeten Europäers beſitzt.

Eben ſo berühmt machte ſich als Krieger der Freund der Britten, Tecumſch, im jüngſten Kriege der Britten und Amerikaner; geſtand aber freymüthig, daß er alle Weiße als anmaßende Eroberer der Erde ſeiner Landsleute betrachte. Dabey geſtand er, daß er, wenn er irgend eine Hoffnung des glücklichen Erfolges ſich darſtellen könne, trachten würde, die Wälder Amerika's ſeinen Landsleuten wieder zu erobern, und alle Weiße zu verjagen.

Immer nahm mich Wunder, daß die Miſſionarien der Engliſchen proteſtantiſchen Secten, die überall Heiden zu Chriſten zu machen ſuchten, ſo wenige Mühe ſich gegeben haben, das Heil des Evangeliums unter den Nord-Amerikaniſchen Wilden zu verbreiten, da ſie doch eben ſo viele Gemüthlichkeit für die Bekehrung als andere Wilde zu beſitzen ſcheinen, — und wohl mehr als z. B. der dumme Hottentotte. Es rührte aber jene Apoſtel vorzüglich das Elend der Neger in Weſtindien, damit nach abgeſchaffter Einfuhr neuer Sclaven aus Afrika, das Gemüth der Neger in Weſtindien zur künftigen Freylaſſung vorbereitet werden möge. Dagegen habe ich mir nicht zu erklären vermocht, warum man ſich ſo viele Mühe gab, die Hinduheiden mit ihrem Aberglauben und ihrem Fatale zur chriſtlichen Religion zu leiten, da die grauſame und antiſociale Religion der Hindus ſich ſo tief in Oſtindien eingewurzelt hat.

Dagegen hat der Nord-Amerikaniſche Wilde aus den Sagen ſeiner Vorfahren die edelſten Begriffe von einem allgegenwärtigen, unſichtbaren und allmächtigen Geiſte, der die Welt erſchuf und in ihren Angeln erhielt. Darnach handelt und lebt auch jetzt noch der Sohn der Wälder; er muß daher mehr wie ein anderer Heide für die Wahrheiten der chriſtlichen Religion Empfänglichkeit beſitzen.

Inhalt.

1.

Seite

Einleitung 3

2.

Überfahrt und Ankunft in Quebeck 4

3.

Bemerkungen über Quebeck 5

4.

Bemerkungen über Montreal 6

5.

Waſſerreiſe bis York 9

6.

Reiſe bis zur Niederlaſſung im Diſtricte London . . . 12

7.

Fernere Topographie von Ober-Canada 15

8.

Fortſetzung der Topographie von Ober-Canada . . . 18

9.

Detail-Nachrichten über manche einzelne Diſtricte. . . . 23

10.

Die ſogenannten Hausthiere in Canada 26

11.

Beyſpiel einer unglücklichen Bärenjagd 29

12.

Vierfüßige wilde Thiere 35

13.

Vögel, die in Canada einheimiſch ſind, oder ſich daſelbſt im Sommer aufhalten 41

14.

Hieſige Inſecten 44

Seite

15.

Amphibien und Fiſche in Canada 45

16.

Wald- und Gartenbäume in Canada. 49

17.

Garten- und Feldfrüchte in Canada 54

18.

Mediciniſche Kräuter und Pflanzen in Canada 58

19.

Naturmerkwürdigkeiten in Ober-Canada. 61

20.

Klima in beyden Canada's. — Wirkungen des Froſtes auf den menſchlichen Körper. — Meteorologiſche Bemerkungen. — Krankheiten. — Das Nordlicht und andere atmoſphäriſche Beobachtungen 63

21.

Kurze Geſchichte von Canada, bis ſolches im Jahre 1760 unter Brittiſche Hoheit gelangte 66

22.

Blicke in die Staats-Verfaſſung und Staats-Verwaltung von Nieder-Canada, ſowohl im Innern als im Äußern, und in mancher Beziehung auf die ſonderbaren Social-Verhältniſſe . 68

23.

Blicke in die Staats-Verfaſſung und Staats-Verwaltung Ober-Canada's in Beziehung auf manche dortige ſonderbare Social-Verhältniſſe 73

24.

Manches Eigenthümliche in den Sitten der vornehmeren Bewohner von Ober-Canada 78

25.

Lebensart und Sitten der ſogenannten zweyten Geſellſchaft in Ober-Canada 82

26.

Einige Eigenthümlichkeiten des Canadiſchen Volkslebens. . . 87

27.

Fortſetzung der Beſchreibung der Volksſitten von Ober-Canada . 88

28.

Häufige Criminal-Fälle in Ober-Canada 92

Seite

29.

Erziehung der Canadiſchen Jugend 93

30.

Nachtheilige Folgen der ſchlechten Erziehung der Jugend in Ober-Canada 96

31.

Zu and der Religion, der Sittlichkeit und der Geiſtlichkeit . 98

32.

Vortheile der Emigration nach Ober-Canada. — Geringer Beyſtand, welchen die Regierung den Einwanderern verleihet. — Nachtheilige Folgen der jetzigen Wohlfeilheit der Landes-Pruducte 100

33.

Notizen für einwandernde neue Anſiedler in Ober-Canada. . 102

34.

Plane zur ſchnellen Bevölkerung Ober-Canada's . . . 104

35.

Niedriger Preis der Landgüter in Ober-Canada. Wer dahin mit Nutzen wandert. Haß der Canadier wider die vereinigten Staaten 106

36.

Fußreiſe aus der Talbot-Niederlaſſung nach Nieder-Canada. . 110

37.

Sitten und Lebensart in Nieder-Canada. 117

38.

Wahrnehmungen auf einer Reiſe aus Canada nach Neu-York. . 122

39.

Gegenwärtiger Zuſtand der Canadiſchen Indianer . . . 134

Seite
. 93
r-
. 96
. 98
d,
h-
te 100
. 102
. 104
it
ten 106
. 110
. 117
. 122
. 134